

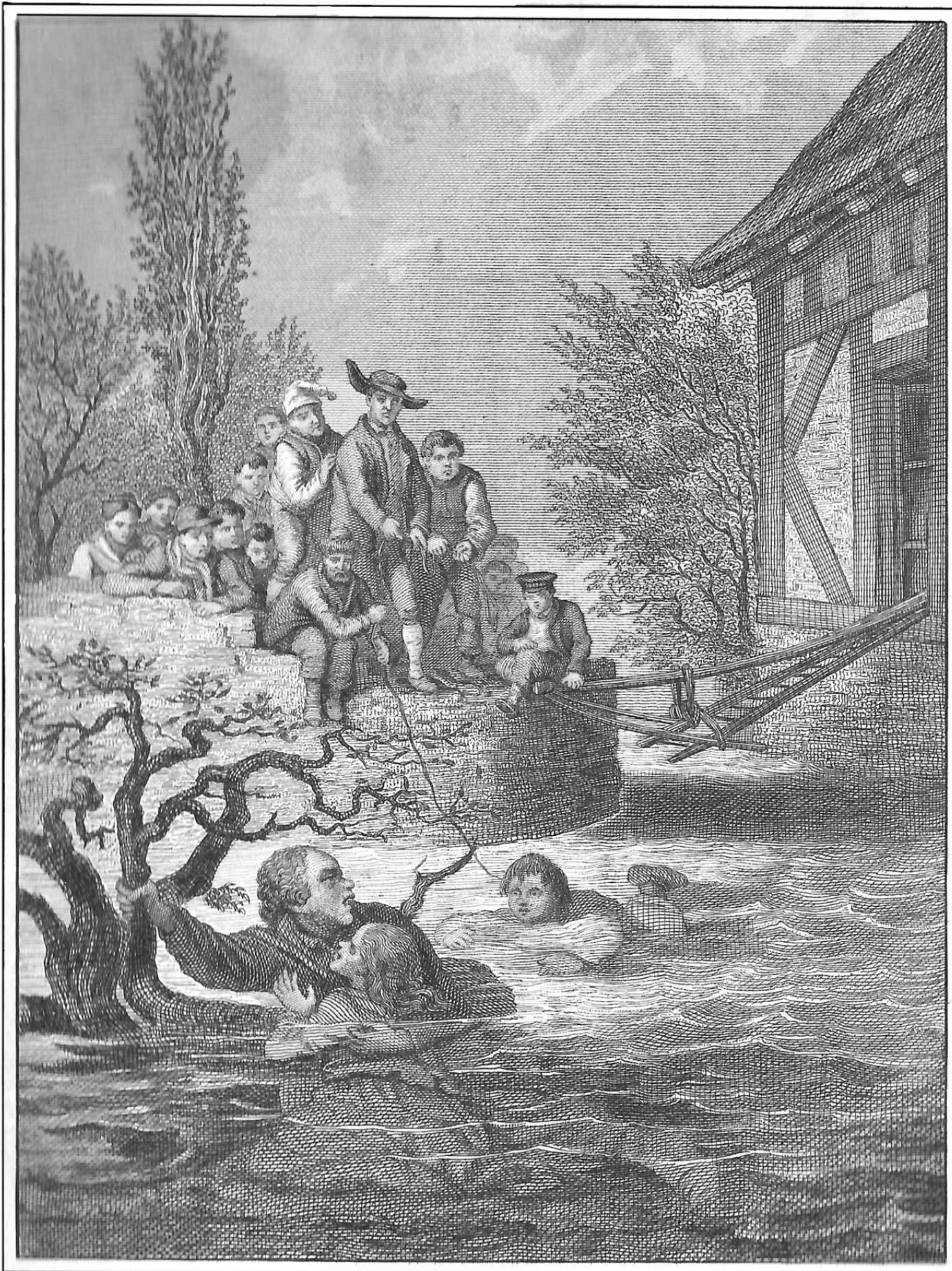
Der
Tabuntschik.

Eine südrussische Geschichte.

Von
Ottokar Schupp.

Wiesbaden.
Julius Niedner.

E. Ad. Mully.



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Der Tabuntschik.

Eine südrussische Geschichte

nach den Mittheilungen eines Jugendfreundes
der Jugend und dem Volke erzählt

von

Ottomar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagshandlung.

1878.

I.

Der Backes-Ruß.

Mein Jugendfreund erzählte:

Ich beginne mit meinen Mittheilungen in dem stillen Frieden eines Pfarrhauses an der Lahn. Es war mein eigenes Vaterhaus.

Soll ich Dir es beschreiben, lieber Freund?

Ich könnte Dir noch die Muster der einzelnen Tapeten in den Zimmern hinmalen und Dir die Gestalt und die Plätze der Möbel und Bilder sagen, welche die Stubenräume füllten; ich weiß noch, wieviel Pfeifen mein Vater und wieviel Kleider meine Mutter hatte; ich vermöchte Dich auch auf manche schadhafte Stellen an den Treppen und in der Hausflur aufmerksam zu machen, da dieselben meistens von meiner künstlerischen Hand herrührten, und ich meine richtigen „Denkzettel“, wie mein Vater die Ohrfeigen nannte, dafür empfangen hatte, und doch sind es schon dreißig Jahre, daß ich dasselbe verlassen habe. Mein wenn ich dieser meiner ersten Heimath gedenke, dann

werden die kleinsten Erinnerungen wach, und Alles steht wieder lebendig vor meinen Sinnen.

Ich höre das Wellengeplätscher der Lahn und das Rauschen der Blätter des mächtigen Birnbaums, der die Fenster meines Schlafkammerchens überschattete, und der die saftigsten Birnen trug und stets ein Distelfinknest in seinen Zweigen barg.

Ich sehe zum Greifen deutlich das ganze herrliche Thal und die einzig schönen Umrisse, wie sich die steilen, bewaldeten Höhen, die es umschließen, am Horizonte abzeichnen. Ich sehe das traute Heimathdörfchen, das längs des Flusses sich dicht an die mit Aebn und Obstbäumen bepflanzte, sonnige Bergwand anlehnt. Ich sehe mitten drein neben der Kirche das liebe Pfarrhaus mit seinem Blumengärtchen daneben und drinnen die unvergeßlichen Gestalten meiner theuren Eltern und Geschwister, die damals noch Alle in voller Lebenskraft standen, von denen aber schon Manche längst in kühlen Gräbern ruhen, über deren eingesunkene Hügel der Lahnwind hinstreicht.

Ich weiß nicht, ob es eine verzeihliche Vorliebe ist, allein ich halte das untere Lahnthal, wenigstens von dem berühmten Kaiserbad Ems an gerechnet bis aufwärts an das uralte Limburg, für eine der interessantesten Gegenden Deutschlands.

Zahlreiche, schluchtenartige Bachthäler durchschneiden die hohen, steilen, meistens bewaldeten Berg- und Felswände des mannichfach gekrümmten Flußthales und bilden dadurch

oft wild romantische Zerflüßungen und überraschende Gruppierungen der Berge. Vor der Mündung der Bachtäler aber liegen auf hohen Felsprüngen die Trümmer gewaltiger Burgen der Vorzeit.

Dort hatten die Nassauer Grafen und Herzöge einst ihre ersten größeren Burgen gebaut: die Laurenburg und Burg Nassau. Dort stand unweit der Burg Nassau die Stammburg des als Staatsmann so hoch berühmt gewordenen Freiherrn von Stein. Dort liegt noch das bekannte Kloster Arnstein, das aus einer weit berühmten Raubburg von dem letzten Grafen von Arnstein eigenhändig umgebaut worden ist, und jenseits der Lahn im Thal das noch ziemlich erhaltene Langenau. Dort hat noch vor Kurzem der Erzherzog Stephan von Oesterreich auf dem hochgelegenen und gänzlich restaurirten Schaumburg residirt, das stolz auf die Trümmer des uralten Balduinstein niederschaut.

Im schönsten Gegensatz gegen diese düstere, fast unheimliche Romantik der Höhen aber bilden die Thalkessel in der Tiefe mit ihren saftigen Wiesen und fruchtbaren Auen, mit ihren reizenden Dörfern und Städtchen und der sanft fließenden Lahn, gar liebliche, friedliche Plätzchen, wo es Einen mit zwingender Gewalt hinzieht, wenn man in der Stille ausruhen will nach dem harten Kampfe des Lebens.

In einem dieser Thalkessel lag meine Heimath, die ich

nicht näher bezeichnen will, um sie nicht gar zu kenntlich zu machen.

Nur das muß ich noch sagen, daß dort, wo das Dörfchen sich aufgebaut hatte, sich gar wenig Raum zwischen Berg und Fluß befand, so daß der ganze Ort so zu sagen eine Straße bildete und zwar nur mit Einer Reihe Häuser, deren Front nach dem Weg und der Lahn hinblickte, während Hof, Stallung, Scheune sich dem Berge zuwandten. Der Volkswitz sagte deshalb scherzhaft, daß in unserem Dörflein die Pfannkuchen nur auf Einer Seite gebacken würden.

Doch gab es eine Ausnahme. Ein Haus stand auf der anderen Seite der Dorfstraße und zwar in einer kühnen, den Fluthungen der Lahn sehr ausgesetzten Stellung auf dem schmalen Uferrande. Da dort sich gerade der Scheitelpunkt einer Lahnkrümmung befand, hatte das Haus bei den jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen und Eisgängen den ganzen furchtbaren Anprall der Wogen und Eisstücke auszuhalten. Es gewährte natürlich auch auf diese Weise mit seinen dicken Mauern den gegenüberliegenden Häusern, worunter sich das Pfarrhaus rechnete, einen sehr fühlbaren Schutz.

Das Haus war uralt und hatte, nach seiner Bauart zu schließen, früher als Kapelle gedient. Jetzt wurde es als Gemeindebackhaus benutzt, und in seinen oberen Theilen gebrauchte es die Gemeinde, um Arme, die keine Wohnung hatten, zeitweilig dort unterzubringen.

Bei diesem Hause wollen wir länger verweilen. Es hatte mich dasselbe mit seinen Bewohnern von Kind auf wie kein anderes interessiert, vielleicht weil es den Blicken aus dem Pfarrhause ganz besonders ausgesetzt war, vielleicht auch, weil die dortigen Bewohner wirkliches Interesse boten.

Von ihnen will ich zunächst erzählen. Jeder zeitweilige Bewohner bekam nach Ortsbrauch vor seinen eigentlichen Namen das Wort „Bäckes“ (soll Backhaus heißen) gesetzt, welcher Ehrentitel dem Besitzer dann bis an sein Lebensende blieb und sich noch in den Kindern fortpflanzte.

Ich erinnere mich noch eines „Bäckes-Henrich“ und einer „Bäckes-Ammi“, die wohlstehende Leute waren, während ihre Eltern allerdings einmal das Freilogis im Backhaus hatten benutzen müssen.

In der Zeit, von der ich jetzt reden will, wohnten dort die sogenannte „Bäckes-Sophie“ und der „Bäckes-Ruß.“

Die „Bäckes-Sophie“ war ein altes, lediges, schwerhöriges, häßliches Frauenzimmer mit boshaften Augen und einem bitterbösen Mundwerk, vor dem sich alle Welt fürchtete. Ich glaube nicht, daß sie einen einzigen Freund hatte, und doch gaben ihr die Leute, wenn sie vor die Thüren kam und bettelte, und gaben ihr mehr und besser, als sonst Jemanden.

Die Alte war im Stande und warf die Gabe, wenn sie ihr nicht gut genug dünkte, ihren Gebern vor die Füße

und erhob vor dem Hause ein lästerliches Geschrei über den Geiz und die Niederträchtigkeit der Betreffenden zum größten Vergnügen der Nachbarn und Gassenjungen. Von Dank war bei der „Bäckes-Sophie“ niemals die Rede. Man war froh, wenn man mit einigen derben, unverschämten Redensarten von ihrer Seite mit ihr auseinanderkam. So wußte sie ihre Leute in Respect zu erhalten.

Gegen Höhergestellte war sie in ihrer Art höflich, zumal wenn sie etwas erreichen wollte.

So tractirte sie meine Mutter bei all ihrer Wohlthätigkeit oft mit den schlimmsten und bissigsten Worten. Dagegen vor meinem Vater bückte und beugte sie sich.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Pfarrer“, sagte sie, „aber ich bin schon gar zu alt. Doch nehmen Sie mir es nicht übel.“

„Herr Pfarrer, Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, aber ich bin die vorige Woche gefallen. Ich bin oft so vom Schwindel geplagt, aber nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Pfarrer.“

„Ich möchte Sie bitten, aber Sie dürfen mir es nicht übel nehmen, Herr Pfarrer, daß Sie ein gutes Wort für mich einlegen bei der Armen-Commission. Doch nehmen Sie mir es nicht übel.“

Wenn dagegen mein Vater ihr ihr undankbares und böshafte Wesen vorwerfen wollte, wurde sie auf einmal taub.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Pfarrer, aber ich höre seit ein paar Tagen nicht gut. Das Wetter ist schuld daran, aber Sie dürfen mir es nicht übel nehmen, Herr Pfarrer.“

Uns muthwillige Jungen reizte natürlich ihre böshafte Art zu mancher Neckerei, doch zogen wir stets den Kürzeren. Denn sie vergaß Nichts, und unversehens, wenn Niemand daran dachte, hatte sie Einen am Kragen und fraßte und rupfte ihn, daß es eine Art hatte, oder sie schwang ihren vielgefürchteten Besen oder goß Einem einen Eimer Wasser über den Kopf.

Doch genug von der Alten! Sie hat mit unserer Erzählung nichts weiter zu thun und sollte uns nur zum Uebergang dienen, um auf den „Bades-Ruß“ zu kommen, mit dem sie natürlich in ständiger Fehde und wahrer Todfeindschaft lebte.

Der „Bades-Ruß“ war verheirathet und bewohnte mit seiner Frau und seinem Jungen das zweite Zimmer, das sich in dem oberen Stocke des Badhauses befand.

Die Frau war ein sanftes, treues, gutes Wesen, aber sie starb früh. Ich kann mich ihres Todes noch genau erinnern. Denn es war die erste Leiche, die ich sah, und dann erzählte der Ortschultheiß meinem Vater: „Sie habe sich beim Sterben durch dreimaliges Klopfen am Fenster bei ihm „angemeldet“, was mein Vater stark bezweifelte und solchen Wahn in das Gebiet des Aber-

glaubens verwies zur großen Verwunderung des guten Schultheißens.

Um nun auf den Bades-Ruß selbst zu kommen, so war Ruß nicht etwa ein Name oder Unname, sondern der Bades-Ruß war wirklich ein Russe, der aus den Freiheitskriegen von 1813 in Deutschland zurückgeblieben war.

Mein Vater hat oft seine Geschichte erzählt, denn der Bades-Ruß gehörte zu den Merkwürdigkeiten des kleinen Dörfleins.

In der Nacht, als Blücher bei Caub den Rheinübergang der sogenannten schlesischen Armee bewerkstelligte, lag unser Russe in einem mehrere Stunden von Caub entfernten Orte, nämlich in Holzhausen an der Haide, am schrecklichsten Nervenfieber darnieder. Seine Kameraden konnten ihn nicht mitnehmen. Man erwartete jeden Augenblick seinen Tod.

So marschirte die Armee nach Frankreich hinein, und der Russe, der die Krisis der Krankheit glücklich überstand und bald genas, blieb zurück.

Merkwürdiger Weise zeigte der Russe, als er gesund geworden war, weder Neigung, zur Armee zurückzukehren, wo man ihn jedenfalls völlig vergessen hatte, noch nach Rußland heimzureisen.

Mein Vater vermuthete, er müsse Etwas daheim begangen haben, daß er sich vor der Heimkehr fürchtete. Jedenfalls sei nicht Alles richtig gewesen, sonst hätte er

sich in dem fremden Lande, dessen Sprache und Sitte er nicht verstand, nicht gedulden können.

Dazu ging es ihm Anfangs herzlich schlecht. Es war eine hungrige Zeit. Die massenhaften Einquartierungen und die vielen Truppenzüge hatten alle Lebensmittel aufgezehrt.

Zulezt wurde der Posthalter im Dorfe auf den Mann aufmerksam, da derselbe große Vorliebe für Pferde und eine wirklich ungewöhnliche Geschicklichkeit zeigte mit denselben umzugehen. Anfangs benutzte man ihn nur zur Aushilfe. Dann aber machte der Posthalter ihn zum Postillon.

Jetzt war der gute „Pawl Petrowitsch“, wie sich der Russe nannte, in seinem Elemente.

Noch nie ist ein Vier- oder Sechsgespann sicherer und schneller über die „Remeler Haide“, durch welche das Stück Chaussee führte, das er zu befahren hatte, dahingebraust, als unter seiner Leitung. Noch nie ist eine Peitsche von gewandterer Hand geführt worden, als von der seinigen. Er traf mit derselben Sicherheit die Fliege am Ohre des Vorderpferdes, mit der er auch den bösen Buben traf, der sich an seinen Wagen anhängen wollte.

Das Postfahrwesen stand damals, kurz vor der Einführung der Eisenbahnen, in seiner höchsten Blüthe. Doch nie wurde mehr gefahren, als bald nach Beendigung des Krieges. Da schienen alle Diplomaten und alle hohe Herren fortwährend unterwegs zu sein. Auf der sogenannten „Bäderstraße“ zwischen Wiesbaden, Schwalbach,

Ems, Coblenz, auf der unser „Pawl Petrowitsch“ fuhr, gab es tagtäglich „Extraposten“. Das war die goldene Zeit der Postillone. Es regnete ordentlich Trinkgelder. Pawl Petrowitsch aber war Allen voraus.

Seine schwermüthigen russischen Melodien, die er meisterhaft auf dem Posthorn blies, wenn der Wagen um der Steigung des Weges willen langsam durch Haide und Wald hinfuhr, und seine rasche, sichere Art des Fahrens machten ihn zum Liebling des reisenden Publikums.

Fast bei jeder Extrapost, die ankam, riefen die Reisenden nach „Pawl Petrowitsch“.

Viel später, als ich das Pädagogium in Wiesbaden besuchte und Petrowitsch längst nicht mehr sein Biergespann lenkte, erzählten mir stets, wenn ich auf dem Boß des Postwagens über die „Kemeler Haide“ fuhr, die Postillone noch von Pawl Petrowitsch, von seiner Meisterschaft und seinem Glück. Ich merkte, er war unter ihnen zu einer Art „Held“ geworden.

Mitten in seiner Glanzperiode heirathete er, und zwar ein Mädchen aus meinem Heimathsdorfe, die damals als Hausmagd in der Post zu Holzhausen diente.

Um heirathen zu können, mußte er nach den bestehenden Gesetzen sich irgendwo das Bürgerrecht erwerben. Er wandte sich deshalb an die Vorstände meines Heimathdorfes, und diese zögerten auch keinen Augenblick, den glänzenden, weitberühmten Postillon in den Gemeindeverband aufzunehmen.

Später haben sie es freilich bereut. Denn sie hatten mit der Aufnahme in die Gemeinde auch die Verpflichtung übernommen, für ihn und seine Familie zu sorgen, wenn Zeiten der Noth kämen.

Diese Zeit der Noth aber kam schneller, als irgend Jemand gedacht hatte.

Die National-Leidenschaft der Russen, das Branntwein-trinken, war auch die Leidenschaft des Pawl Petrowitsch.

An Gelegenheiten zum Trinken hat es einem Postillon nie gefehlt. An den Liebling des reisenden Publikums aber mußte natürlich die Versuchung öfters und stärker herantreten, und der gute Pawl Petrowitsch war nicht der Mann, Widerstand zu leisten.

Es währte nicht allzulange, da kam er nicht mehr aus dem Rausche heraus. Mehrere Unzuträglichkeiten, die dadurch vorkamen, nöthigten den Posthalter, seinen Russen zu entlassen. Da saß er denn da mit Weib und Kind ohne Brod und Verdienst, aber auch ohne die Energie zu arbeiten und etwas Anderes zu beginnen. Seine brave Frau mußte ihn ernähren.

Doch diese wurde kränklich. Die Noth stieg von Tag zu Tag. Und so fiel denn endlich die ganze Familie der Sorge meines Heimathdorfes anheim und wurde in dem oberen Stock unseres Gemeindegasthauses untergebracht.

Freiwillig hatte natürlich die Ortsbehörde diese ziemlich bedeutende Last nicht übernommen. Das Gericht hatte sie

zuerst an ihre Verpflichtung gemahnt und zuletzt geradezu gezwungen.

Die Erbitterung und Verachtung gegen den fremden Menschen, der sich, ohne arbeiten zu wollen, von einer an sich armen Gemeinde ernähren ließ, kannte keine Grenzen. Doch was waren die schlimmsten Worte im Dorfe gegen den „Bades-Ruß“ im Vergleich gegen die Herzensergießungen der Bades-Sophie, die sich in ihrem theuersten Rechte gekränkt fühlte. Denn sie war bisher Alleinherrscherin im Badhaus gewesen und hatte nun eines ihrer Zimmer dem Pawl Petrowitsch und seiner Familie abtreten müssen, ein Unrecht, das sie nie vergaß, und das sie jeden Tag, den Gott werden ließ, auf hunderterlei böshafte Weise ihrem Zimmernachbar, wie sie sagte, „eintränkte“.

„Pawl Petrowitsch“ selbst war für Jedermann ein Räthsel. Hatte denn der Mensch jeglichen Ehrgeiz und jegliche Thatkraft verloren?

Es war ein Mann im besten, kräftigsten Alter und, wenn auch mager, doch stark, groß und sehnig und jedenfalls zu vielen Arbeiten geschickt, allein es wurde aus dem glänzenden, vielbegehrten Pawl Petrowitsch der armfelige, verachtete „Bades-Ruß“; er ließ seine Frau verkümmern und sterben und seinen Jungen verkommen und verderben und that Nichts, rein gar Nichts. Höchstens fing er einige Fische in der Lahn, aus deren Erlös er sich Brantwein kaufte. Sonst brütete er in einer Art Erschlaffung schweigend vor sich hin.

Ich habe Solche, die das bittere Brod der Gemeindearmen essen mußten, sich aufraffen und sich wieder selbst helfen sehen, wenn sie auch nur einen Arm und ein Bein regen konnten, um nur den ewigen Vorwürfen und Gehässigkeiten der Ortsbewohner wegen der vielen Kosten, die sie verursachten, zu entfliehen. Doch Pawl Petrowitsch ließ Alles über sich ergehen, als hörte oder verstünde er die anzüglichen Reden nicht. Er wäre verhungert, wenn nicht für ihn gesorgt worden wäre.

„Der Branntwein hat ihn stumpfsinnig gemacht“, sagten die Meisten. Auch das Gericht sah ihn als krank und unzurechnungsfähig an.

Mein Vater und meine Mutter, die tiefer blickten, sagten: „Ihn drückt ein heimlicher Kummer, vielleicht auch eine Schuld.“

Den meisten Eindruck auf mich machte die Erklärung, die ein Freund meines Vaters gab, der gern ein wenig als „Gelehrter“ glänzte.

„Orientalische Passivität!“ sagte er jedes Mal, wenn dieses Menschenräthsel besprochen wurde, und glaubte damit die ganze Lösung des Räthfels gegeben zu haben. Mit höchst selbstbewußter Miene paffte er einige kräftige Züge aus seiner langen Pfeife und fügte dann erklärend hinzu: „Diese Völker des Ostens müssen nach einem ganz anderen Maßstab gemessen werden, als wir es gewöhnlich thun. Die Leute haben viel größere Kraft, zu leiden, zu sterben, ja zu verhungern, als wir, aber die Lebensenergie fehlt

ihnen; das Wenige aber, was sie von Thatkraft und Ehrgeiz besessen haben, ist ihnen durch die Rute ausgeprügelt worden.“

Je weniger ich von der Auseinandersetzung unseres gelehrten Hausfreundes begriff, desto mehr Beifall zollte ich ihr; ein kindischer Unverstand, den ich indessen, wie ich später gemerkt habe, mit manchen Erwachsenen theilte. Denn Nichts wird gerade in unserer Zeit begieriger aufgegriffen und passend und unpassend angewandt, als solche halbverstandene Schlagwörter und solche schimmernde Redensarten.

Daß aber der „Backes-Ruß“ weder in gänzlichen Stumpf-sinn gerathen war, noch alle Thatkraft verloren hatte, beweist folgender Vorfall, der sich damals zutrug.

Anfangs Januar 1841 geschah eine so bedeutende Ueberschwemmung der Lahn, verbunden mit einem erschrecklichen Eisgang, wie Beides seitdem nicht wieder stattgefunden hat. Das Eis war weit über fußdicke gefroren gewesen, und auf dem Westerwalde hatten fabelhafte Schneemassen gelagert. Ein warmer Regenwind aber hatte Alles in Bewegung gebracht. Das Eis brach, und von den Bergen stürzten ungeheure Wasser, welche die friedliche Lahn in einen wilden Strom wandelten und unseren heimischen Thalkessel in einen gährenden, brausenden See.

Tiefer gelegene Häuser ragten nur noch mit dem zweiten Stock aus den Wassertwogen. Von Bäumen, Hecken,

Wiesen und Feld sah man keine Spur mehr. Erst die steile Bergwand begrenzte die Fluth.

Durch die Dorfgasse wälzte sich weit über manns hoch ein reißender Gießbach, schwere Eisblöcke, Trümmer, Steine und Balken mit sich führend und Alles in grimmigem Eifer zerstörend, was ihm im Wege lag. Unsere Sandsteintreppe vor dem Hause und die Mauer unseres Blumen Gartens wurden geradezu wegrasirt.

In unserem Wohnzimmer stand das Wasser höher, als ein Kinderstiefel hoch war. Ich habe es damals probirt. Denn ich hatte zu Weihnachten meine ersten Stiefel bekommen und wollte einmal sehen, ob dieselben auch wasserdicht seien; zugleich wollte ich allerdings auch hernach bei meinen Geschwistern und Kameraden renommiren, daß ich mit meinen Stiefeln mitten durchs Wasser gegangen sei. Doch wurde ich böß gestraft, da mir das Wasser oben zu den Stiefeln hineinlief und ich durch das kalte Fußbad einen starken Schnupfen davon trug.

Das am meisten der Gewalt des Stromes ausgesetzte Haus war das Gemeindebackhaus. Gegen seine dicken Mauern stürmte die schäumende Fluth und donnerten die Eisblöcke, daß man jeden Augenblick glaubte, sie würden eine Bresche in die Mauer brechen. War aber einmal ein Theil der Mauer eingestürzt, dann rissen die durch die Oeffnung bringenden Wogen das ganze Gebäude wie ein Kartenhaus zusammen. Die Bewohner waren in furchtbarer Lebensgefahr.

Man suchte ihnen von Seiten des Dorfes Hilfe zu bringen, aber lange vergebens. Es war nicht möglich, einen Kahn in den wilden Gießbach zu bringen, der sich durch die Straße ergoß. Die reißenden Wogen hätten sofort das Fahrzeug umgestürzt und es unwiederbringlich in die Mitte des brausenden Stromes hinausgewirbelt. Zuletzt entschloß man sich eine Brücke zu legen.

Der alten Kapelle, aus der das Badhaus später entstanden ist, gerade gegenüber hatte in Urzeiten ein Kirchhof gelegen, von dessen Umfangsmauern ein ziemlicher Rest übrig geblieben war. Dieser Mauerrest ragte noch stark und fest aus der Fluth empor. Von dort aus suchte man über die Straße weg einen Verbindungsweg mit dem Badhaus zu schaffen.

Dem Pawl Petrowitsch, der durch die tosende Fluth etwas lebendiger geworden war, wurde eine Leine zugeworfen und daran zwei an einander befestigte Brandleitern gebunden, die der Russe unter Beihilfe seiner Ketter nach seinem Fenster hinzuziehen hatte. Als die Leitern mit dem einen Ende auf dem Fensterbrett auflagen und mit dem andern auf der Mauer, wurden sie mit einigen Brettern belegt, und die Brücke war fertig.

Freilich war es eine gar schwanfende und gebrechliche Brücke, und nur in der höchsten Noth und Lebensgefahr konnte man sich darauf wagen.

Keiner der Ortsbewohner betrat dieselbe. Doch des Russen Junge, der etwa 13 jährige Swan, lief übermüthig

scherzend auf denselben hin und her. Er kletterte wie eine Raie und schwamm wie ein Fisch.

Endlich kam auch Pawl Petrowitsch, der die Badesophie auf den Armen trug. Die alte Person wollte nicht gerettet sein. Sie wollte im Badhaus sterben, wie sie sagte, und mußte mit Gewalt fortgeschafft werden.

Sie biß und fragte ihren Retter und verfluchte und verwünschte ihn und die ganze Welt. Der Russe hatte seine liebe Noth mit ihr, und seine Geduld, mit der er ihre Mißhandlungen ertrug, war wirklich bewundernswerth.

Als sie durch das Fenster sollte, klammerte sie sich an die Bekleidung desselben fest, als müßte sie in den Tod gehen. Ohne Beihilfe seines Sohnes hätte Pawl Petrowitsch sie nicht hindurchgebracht.

Endlich stand er mit seiner sich sträubenden und schreienden Last auf der schmalen Brücke. Er ging sehr vorsichtig, denn die Brücke schwankte unter dem Gewicht zweier Menschen bedenklich auf und nieder, und der Sturmwind blies scharf um die Ecke.

„Schnell, schnell!“ rief man von der Mauer aus, denn die Leitern krachten.

Pawl Petrowitsch hätte sich auch gern beeilt, doch je weiter er schritt, desto mehr Noth machte ihm die unholdige Weibsperson. Er hatte schon die Mitte seines Weges überschritten, da biß sie ihm so stark in die Hand, daß er im Schmerz die Hand von ihr losließ. Dadurch freier geworden, bäumte sie sich stärker und wäre beinahe dem

starken Arm des Russen entfallen. Hastig griff derselbe nach ihr, verlor aber dadurch das Gleichgewicht und stürzte mit sammt dem Weibe in die Fluth, die mit unwiderstehlicher Gewalt die Unglücklichen mit sich fortführte.

Ein Schrei des Entsetzens kam aus Aller Munde. Noch einen Augenblick, dann waren beide rettungslos mitten in den gurgelnden Strom hinausgeschwemmt. Da erfaßte der Russe einen Ast eines nahen aus dem Wasser ragenden Obstbaumes.

Einige Secunden konnte sich auf diese Weise der Arme halten. Er hätte es besser gekonnt, wenn er die Sophie losgelassen hätte.

„Laß sie los!“ schrie man von allen Seiten. Aber Pawl Petrowitsch hielt das böshafte Geschöpf fest.

„Du bist verloren. Laß sie los. Niemand kann Dir zu Hilfe kommen“, schrie man.

Doch schon nahete der Helfer.

Der kleine Iwan hatte sich die schon einmal erwähnte Leine um den Leib geschlungen und das Ende den Männern auf der Mauer in die Hände gegeben, dann hatte er sich in das Wasser gestürzt und war auf seinen Vater zugeschwommen.

Glücklich erreichte er denselben, der nur noch wie im Todeskampf den Ast festhielt.

Durch die Unterstützung seines Sohnes konnte der Mann auf einem unteren Aste einen besseren Standort

gewinnen, und solange der anstürmenden Fluth mit den Anderen Widerstand leisten, bis man die Verunglückten vermittelst Haken und Stangen aus dem Wasser gearbeitet hatte.

Ich war natürlich in heller Begeisterung über die Thaten der beiden Backhausbewohner und verglich sie, Vater und Sohn, mit den größten Helden des Alterthums. Ich fing nämlich eben an, die Geschichte der Griechen und Römer zu studiren.

Im Dorfe urtheilte man etwas nüchterner. Da schimpfte man über den dummen Backes-Stuß, der sich in Lebensgefahr begeben hatte, um die alte Sophie zu retten oder noch Nohere meinten: „Es wäre gut gewesen, wenn das ganze Back ertrunken wäre, dann hätte die Gemeinde eine Last weniger.“

Meine Eltern dagegen sprachen von der Zeit an nur mit einer Art Hochachtung über Beide. „Ich hätte weder dem Alten noch dem Jungen solche hochherzige Gesinnung zugetraut“, sagte mein Vater oft.

Ich dachte im Stillen noch immer, es würde jetzt eine bedeutende Veränderung in der Lage der Beiden eintreten, oder sie würden von jetzt an Thaten thun und Kräfte entfalten, die die Welt in Erstaunen setzen könnten, denn ich traute ihnen alles Große zu, allein es geschah Nichts. Mit der sich verlaufenden Fluth war Alles verlaufen und vergessen. Die Backhausbewohner zogen in das erhalten gebliebene Backhaus wieder ein und lebten wie vorher.

Die einzige Veränderung, welche geschah, war die, daß ich nach Belieben mit dem Backes-Ruß und seinem Sohne verkehren durfte.

Früher war es mir streng von meinem Vater untersagt gewesen.

II.

Des Russen Schilderungen aus der Heimath.

In den Freistunden, die mit der Zeit für mich, da ich studiren sollte, immer weniger wurden, saß ich nun oft bei dem Backes-Ruß. Besonders häufig begegneten wir uns beim Fischfang. Denn ich war ein leidenschaftlicher Angler und konnte stundenlang einem listigen Aal oder einer scheuen Forelle aufslauern. Doch begnügte ich mich auch schon mit Barben und Weißfischen, da ich zufrieden war, wenn ich etwas mit heimbrachte und den spöttischen Bemerkungen des Fährmanns, an dessen Standort ich stets vorbeigehen mußte und dem mitleidigen Lächeln meines Vaters, der ein stiller Gegner meines Fischens war, entging.

Der Backes-Ruß wollte mir oft von seinen Fischen geben, allein ich schlug es tapfer aus, obwohl dem Geber aus unserer Küche wieder reichliche Entschädigung geworden

wäre. Ich hielt es für Unrecht, mich mit fremden Federn zu schmücken.

Dem Backes-Ruß that ich durch solche Abweisung jedes Mal wehe, denn er fühlte eine Art Freundschaft zu mir.

Den Mann ergriff offenbar mitten in der allgemeinen Gehässigkeit und Verachtung, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, meine kindliche Anhänglichkeit an ihn und meine große Verehrung, die ich ihm kund that. Möglich auch, daß meine Kameradschaft mit seinem Sohne, den er zwar verwildern ließ, den er aber unbegrenzt liebte, zu dieser Zuneigung beitrug. Gewiß ist, daß er gegen mich eine große Vertraulichkeit zeigte und mit aller Offenheit zu mir sprach, während er sich ohne sonstige Ausnahme allen Andern gegenüber in ein düsteres, mürrisches Schweigen hüllte.

Nach seinen Angaben stammte er aus den Steppen Südrußlands, aus jenem unermesslichen Steppengebiete; das im Norden des schwarzen Meeres zwischen den Karpathen und dem Ural liegt, und das sich in Asien in derselben einförmigen Weise fast endlos fortpflanzt bis zum Altai-Gebirge.

Ich wußte damals schon, daß dort in jenen Steppenländern die Heimath der alten Scythen war, daß von dort die Horden der Hunnen und Tartaren gekommen waren, die zu ihrer Zeit Europa in Schrecken gesetzt hatten, und daß jetzt noch dort die Kosaken am Don und Dniepr hausten, die Kalmücken am Manitsch und die Kirgisen am

Aral-See. Dagegen vermochte mein guter Pawl Petrowitsch mir nur zu sagen, daß sein Geburtsort etwa acht Tagereisen landeinwärts von Odeffa liege. Doch um seine Unwissenheit scheinbar wieder gut zu machen, fügte er hinzu, daß er bei Tag und Nacht, bei Sturm und Wetter mitten durch die Steppe den Weg machen wolle, ohne einen Schritt irre zu gehen.

Bevor er Soldat wurde, war er Pferdehirte gewesen, „Tabuntschik“, wie er es nannte.

„Der Tabuntschik“, sagte er, während höheres Feuer aus seinen Augen bligte, „ist der Herr der Steppe. Was wollen dagegen die „Tschabans“ (Schafhirten) und die „Tscheredniks“ (Ochsenhirten) heißen? Bei all ihren Kämpfen mit den Wölfen sind es doch weiche Gesellen, die Nachts in den Wagen kriechen, den sie stets mit sich herumführen, und die Schutz suchen, wenn die Sonne auf der Steppe brennt und der Schneesturm rast.

Der „Tabuntschik“ kennt kein Bett und keine Hütte. Er schläft, ißt und trinkt auf dem Sattel seines Pferdes. Er friert nicht, wenn der Eiswind Sibiriens alle Flüsse in Eis erstarren macht. Er schwigt nicht, wenn die Steppe wie ein Backofen glüht. Er ermüdet nicht, selbst wenn der Regen wochenlang wie eine Dachtraufe an ihm niederläuft. Er hat Muskeln wie Stahl, eine Lunge wie ein Pferd und eine Haut wie Leder.

Wie der Adler durch die Lüfte fliegt, fliegt der Ta-

buntschiff auf windschnellem Rasse durch die Steppe. Sein Tabun legt Hunderte von Wersten zurück, während der „Tschaban“ mit seiner Heerde sich höchstens von Wiese zu Wiese wälzt.

Der Tabuntschiff ist frei wie der Steppenwind. Er kennt keine Macht, die ihm gebietet, kein Hinderniß, das er nicht übersteigt, keine Grenze, die ihm „Halt“ zuriefe.

Pawl Petrowitsch vermochte nicht gut zusammenhängend zu erzählen, aber solche Erinnerungen aus seiner Heimath, die fast mit Sturmesgewalt aus ihm hervorbrachen, kamen häufig genug vor.

Darnach wurde er bis zum Weinen traurig und brummte die Melodie seiner melancholischen Heimathlieder stundenlang vor sich hin oder blies sie auf dem Posthorn, das er bis an die Lahn in das Gemeindebackhaus gerettet hatte.

Meistens brachten ihn meine Fragen zu seinen Mittheilungen, öfters aber kamen dieselben von selbst, wenn wir in warmen Sommernächten noch lange dicht neben der rauschenden Lahn auf einer Steinbank saßen und dem Schlagen der Nachtigallen lauschten, das jenseits des Flusses aus dem Gebüsch herüberklang, oder wenn wir an Winterabenden auf der Backhausstube um seinen alten eisernen Ofen saßen, auf dem sein Theekessel, den er „Samowar“ nannte, sang und draußen der Sturm heulte.

Die Stimmungen in der Natur übten, wie ich merkte,

einen ungemeinen Einfluß auf die Stimmung des in der Wildniß groß gewordenen Steppensohnes.

Ich hatte ihn eines Tages gefragt nach den deutschen Ansiedlern in Südrußland, von denen mein Vater erzählte, daß sie schon zu vielen Tausenden dorthin ausgewandert seien und auf dem schwarzen Steppengrund einen blühenden Ackerbau trieben und zu Reichthum und Wohlstand gelangten, da nahm sein Gesicht einen wahrhaft feindseligen Ausdruck an, und er sprach:

„Steppe bleibt Steppe und wird sich niemals unter die Herrschaft des Pfluges beugen, so viel Landgüter sie in der Nähe von Odessa auch angelegt haben. Solange man den Steppenwind nicht einfangen und in Ketten legen kann und den Wolken, die viele Monate lang regenlos über die ausgedörrte Steppe hinjagen, zu gebieten vermag: „lasset Eure Wasser strömen, damit ihr den Steppenbrand löschet,“ wird Steppe Steppe bleiben.

Eure Bauernhäuser hier würde der Sturm wegfegen, als wären sie mit einem Besen weggekehrt, und Eure Weizenfelder würden in dem langen Winter verfrieren und in der Dürre des Sommers vertrocknen. Und was zur Ernte gerettet wird, würden die „Sußlik“ (Erdbätschen) und die Mäuse und die Heuschrecken auffressen.

Wir allein, die Ureinwohner des Landes (wir Kleinarussen sind die Nachkommen der alten Scythen), verstehen die Steppe und ihre Launen. Unsere Häuser und Stal-

lungen sind darum unterirdisch und ragen nur mit dem Dache über die Steppenfläche empor. So rast der Schneesturm über uns weg, und wir sitzen warm und behaglich im wohlgeschützten Zimmer, und wenn die Sonnenhitze Alles ertödtet und erschläft, ist es in diesen Erdhöhlen schattig und kühl.

Wir bauen nur das zum Gebrauch nöthige Korn und die Hirse. Die Küchenkräuter und Gurken und Melonen liefert der „Baschtan“ (Garten). Alles Andere aber gehört den Schafen, den Kindern und den Pferden. Nur für Hirten und Heerden, nicht für Ackerbauer, hat Gott die Steppe erschaffen.“

Das nächste Mal, da ich den Bades-Ruß aufsuchte, brachte ich das Buch mit, woraus mein Vater seine Kenntniß der deutschen Ansiedlungen in Rußland geschöpft hatte, und las daraus vor, wie die dortigen Deutschen durch Einsicht, Fleiß und Ausdauer schon Herren zu werden anfangen über die Launen und das Ungeziefer der Steppe, und daß ihr Landbau glänzende Resultate erziele.

Daraufhin verstummte Pawl Petrowitsch auf lange Zeit. Er war beleidigt. Wenn ich wieder irgend eine Frage an ihn richtete über die Zustände Südrußlands, dann wies er mich schroff mit den Worten zurück: „Was soll ich Dir sagen? Du weißt es besser. Lies doch in Deinen Büchern.“

Das Schweigen des Russen war mir ärgerlich genug;

denn ich hörte ihn gern erzählen, aber ich vermochte Nichts über ihn. Sein Nationalstolz war zu heftig gekränkt.

Eines Tages rief ihn mein Vater, der ein großer Blumenliebhaber war, an sein Gärtchen heran, daß er die prächtig blühenden Blumen bewundere. Diese Zumuthung brachte den stolzen Pawl Petrowitsch wieder zum Reden.

An demselben Abend sagte er mir, daß die Blumen, auf die mein Vater solche Sorgfalt verwende, in der Steppe weite Strecken lang wild wüchsen.

Der Backes-Ruß hatte darin vollständig Recht, daß ein Theil unserer Gartenblumen der Steppe eigenthümlich angehört, aber daß verschwieg er, daß die Tulpen, die Hyacinthen, die Krokus und die Reseden der Steppe lange nicht, weder an Wohlgeruch, noch an Farbenpracht, unseren Zierpflanzen gleichkommen, wie denn überhaupt der Blumenflor der Steppe factisch ein armer ist.

Alein der Russe war jetzt wieder angeregt. Sein langes Schweigen mußte ihn selbst gedrückt haben. Er erzählte an demselben Abend noch Vieles zum Lob und Preis seines Vaterlandes.

Es herrsche, meinte er, in unseren Thälern wahre Dämmerung, selbst in der Mittagszeit, gegen den Lichtglanz, der auf der Steppe ruhe, dort, wo die Sonne keinen Schatten und des Menschen Auge keine Schranke findet bis zu dem blauen Nebel des Horizontes. Dann beschrieb er einen Sonnenuntergang mit seiner wunderbaren Be-

leuchtung und feinen unbeschreiblichen Wolken und Nebelgebilden, mit denen Nichts verglichen werden könne.

Von dem Abendfrieden einer Steppenlandschaft ging er dann über zu der Frühlingslust derselben, wenn nach langem, hartem Winter aus der kalten, feuchten Erde ein üppiger Grasswuchs emporsprießt und die schwarze Haide in ihr grünes Frühlingskleid hüllt, wann in den Lüften die Lerche singt, der Sußliß seine Höhle verläßt und neugierig sein Köpfchen hebt, um nach der Landstraße hinzuschauen, was es Neues gäbe, wenn die Eidechsen durch die Halme schlüpfen und die Schlange sich behaglich ringelnd sonnt, wenn die ausgehungerten und eingeschrumpften Schafe, Kinder und Pferde wieder kräftig, fettglänzend und munter werden, wenn die Trappen in großen Schaaren herbeigeflogen kommen, um auf der Haide zu weiden und die Pelikane sich im Schilfufer des Flusses wenden, um einige Fische zu erwischen.

„Es ist dann so lebendig und lustig in der Steppe“, sagte Pawl Petrowitsch, „daß Hund und Kaze nicht mehr zu Hause gehalten werden können, sondern daß sie auswandern in die Steppe und frei umherstreifen, bis die Herbst- und Winterstürme sie wieder in die Heimath treiben.“

Der Bades-Ruß wurde wieder redselig. Doch am liebsten verweilte er bei dem Hirtenleben, das einen unendlichen Reiz für ihn gehabt haben mußte, und dort vorzüglich bei den Pferdeheerden oder den Tabuns. Seine

Urtheile über die gewiß viel nützlichere Schaf- und Rinderzucht klangen viel zu verächtlich, um zuverlässig zu sein.

Einer Schilderung eines Kampfes zwischen einer Wolfsheerde und einer Pferdeheerde erinnere ich mich noch ganz deutlich, da sie einen großen Eindruck auf mich machte.

Ich hatte geglaubt, die Wölfe, zumal wenn sie in Massen austräten, seien die Sieger in den Steppen, und die armen Pferde müßten ihrer Blutgier und Gefräßigkeit zum Opfer fallen, wenn sie von ihnen angegriffen würden. Doch hier erfuhr ich das Gegentheil.

Durch die fortwährende Gefahr, in der die Pferde in der Steppe von den sie durchschleichenden, räuberischen Wölfen schweben, die ein zartes Füllen selbst einem Lamm oder einem Kinde vorziehen, hat sich in den einzelnen Heerden ein wahrhaft edler Gemein Sinn entwickelt, der sie in der Stunde der Noth zu gemeinschaftlichem und sehr energischem Handeln fortreißt.

Es war eine prachtvolle Frühlingsnacht. Der ermüdete Pawl Petrowitsch war auf seinem Pferde eingeschlummert. Da wurde er durch den schnaubenden Pfiff, den ein Hengst durch die Nüstern ertönen ließ, geweckt.

Es war ein Alarmsruf gewesen.

Alle Pferde spitzten die Ohren, wieherten und stießen ähnliche Pfiffe aus. Wölfe naheten.

Pawl Petrowitsch sah viele Hunderte von leuchtenden Augen durch die Dunkelheit funkeln und eine schwarze,

dunkle Masse, die sich mit Windesschnelle durch die Steppe bewegte und sich seinem Tabune näherte.

Er überlegte noch, was zu thun sei, als sein Tabun, zwei seiner muthigsten Hengste, ein Brauner und ein Grauschimmel an der Spitze, im Sturm auf die Wölfe zuging.

Doch die schlauen Wölfe, die vielleicht schon einen solchen Angriff, dem sie keinen Widerstand entgegenzusetzen wußten, vermutheten, wichen zeitig genug zurück und zerstreuten sich, um den Haufen von der Seite anzugreifen, wo noch immer Pferdemütter ängstlich beschäftigt waren, ihre täppischen Füllen zu bergen.

Jetzt gelang es auch Pawl Petrowitsch mit seiner Wolfskeule, die, etwa vier Schuh lang, mit ihrem dicken eisernen Knopfe stets am Sattel des Tabuntschiff hängt und zu seiner Ausrüstung gehört, eine ganze Anzahl Wölfe zu erlegen. Allein auch den Wölfen gelang es, einige Füllen zu erbeuten, denen die Stuten, ohne irgend an eine Gefahr zu denken, mitten in die Wolfsheerde folgten. Schon schienen die Füllen und auch die unbedachtsamen Stuten verloren. Doch ehe die Wölfe ihre Blutarbeit beenden konnten, hatte der Tabun einen Kreis formirt oder eine Art beweglicher Phalanx. Die Jungen waren in die Mitte genommen worden und die Außenlinien bildeten die Stuten und Walachen.

Und nun ging es schnaubend und wiehernd wie eine Windsbraut auf die flüchtenden Wölfe hinein, die von den

wüthenden Hengsten, die sich nicht in das Quarré einreihen lassen, sondern dasselbe mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife umtoben, durch Schläge mit den Vorderfüßen niedergetreten, oder mit schäumenden Maule ergriffen und dem nachfolgenden Quarré zugeworfen wurden, daß sie darauf zu Brei zerstampfte.

Den auf diese Weise angegriffenen Wölfen verging gar schnell der Appetit nach Pferdefleisch. Die Schläge der Pferde mit den Vorderfüßen, die dieselben bei dieser Gelegenheit noch mehr gebrauchen, als die Hinterfüße, machten bösen Kopfschmerz. Und bald verließ die ganze Masse der nächtlichen Räuber das Feld ihrer Niederlage mit einem widerlichen Geheul, das wohl in der Wolfssprache nichts Anderes hieß, als das französische *Sauve, qui peut* (Rette sich wer kann).

In den Lebensverhältnissen des Bades-Ruß änderte sich in allen diesen Jahren Nichts, höchstens, daß sein Postillonsfrack, den er noch immer trug, obwohl er schon längst kein Postillon mehr war, etwas zerlumpter aussah, und daß seine Stiefeln trotz aller Lederstückchen, die auf die zerrissenen Stellen gesetzt waren, nicht mehr zusammen halten wollten.

Doch sah er noch fein aus gegenüber seinem Sohne Swan, dessen sackleinerer Anzug einerseits verwachsen war und an den Enden ausfranzte, andererseits eine wahre Musterkarte von Schmutz und buntscheckigen Flicklappen bildete. Schuhe trug derselbe eigentlich nie. Wenn das

Wetter zu kalt und grausig war, ließ ihm sein Vater seine Stiefel, in denen er wie ein Ackerpferd herumstampfte und nicht wenig zu ihrer endlichen Zerstörung beitrug.

Er war ein wilder, zügelloser Junge, der den Lehrern und dem Schulvorstande viele Noth machte. Einen Tag kam er in die Schule, dann fehlte er wieder zwei Tage und trieb sich auf der Bettelfahrt umher. Aus Schlägen machte er sich nichts. Ueberhaupt vermochte nur mein Vater mit seinen ebenso ernsten als gütigen Worten einen Eindruck auf ihn auszuüben.

An mir hing der Knabe mit einer fast abgöttischen Liebe und wäre für mich durch ein Feuer gegangen. Ich durfte ihn schelten und schlagen. Dafür küßte er mir nur die Hände und sagte, ich hätte recht, er wäre eine ungezähmte Bestie.

Meine Eltern ließen wohl nur in Folge dieser außerordentlichen Zuneigung meinen Verkehr mit diesen im Grunde verkommenen Menschen zu. Mir selbst aber war ihre Arbeitsscheu und ihr Mangel an sittlicher Kraft so zum Ekel, daß ich eines Tages geradezu den Pawl Petrowitsch fragte: ob er sich seiner Trägheit nicht schäme, und wie er nur die Verachtung und die Schmähworte der Leute so gelassen ertragen könne, zumal da dieselben zum Zorn ganz gerechten Grund hätten.

Darauf schaute mich der Mann verwundert an und sagte:

„Ich bin ja Tabuntschik gewesen, und ein Tabuntschik

kann nicht Bauer oder Tagelöhner werden. Postillon war ich mit Leib und Seele, aber ich sollte keinen „Garelka“ (kleinrussisch für „Wodka“ Branntwein) mehr trinken, und ich wäre lieber verhungert, als daß ich nach einem anderen Geschäft gegriffen hätte. Es wäre das erste Mal gewesen, daß ein Tabuntschik Bauer geworden wäre.

Ich erwarte jetzt schon seit zehn Jahren einen Brief und Geld. Ich habe meiner Schwester Botschaft geschickt, sie solle mir Nachricht geben, ob ich zurückkehren kann. Eines Tages aber wird Brief und Geld kommen, und dann werde ich nach Rußland heimreisen und wieder als „Tabuntschik“ die Steppe durchjagen, und ich brauche mich nicht vor den Anderen zu schämen, indem ich gestehen muß, ich wäre aus Noth Bauer oder gar „Tschabani“ Schafhirte geworden.“

Ich sah, daß wir uns sämmtlich über den Grund seiner Trägheit getäuscht hatten, selbst unser gelehrter Freund, der „orientalische Passivität“ vermuthet hatte, wo nur heimische Vorurtheile und Standeshochmuth waren.

Allerdings war ja die ganze Anschauung unseres Pawl Petrowitsch über diesen Gegenstand eine höchst verkehrte, und doch stieg der Mann in meiner Achtung durch die Zähigkeit, mit der er an seinen heimischen Ansichten hing, daß er lieber verhungern als seinem früheren Stande etwas vergeben wollte. Auch hatte die Ausdauer, mit der er auf den Brief und das Reisegeld wartete, etwas Rührendes. Jedenfalls war er nicht das völlig erschlaffte, energielose

Geschöpf, für das er gewöhnlich gehalten wurde. Ebenso schien sich die Vermuthung meiner Eltern, daß er wegen einer geheimen Verschuldung, die auf ihm lastete, nicht heimkehren dürfe, zu bestätigen.

Ich wollte eben darnach fragen, als er, von der Macht der Rückerinnerung fortgerissen, von selbst begann.

„Hier gibt es nur Eine Art Schneegestöber“ sagte er. Das ist die leichteste. Wir haben sie auch dort und nennen sie „Mjatjols“. Freilich wirbelt in der freien Ebene der Schnee ganz anders wie hier, aber es ist doch nur ein Schneefall. Schon schlimmer ist es, wenn der „Samet“ kommt. Das ist ein Schneejagen, wobei die Sonne scheint und aus den Wolken keine Flocke niederfällt. Allein der rasende Sturm packt die Schneemassen der Steppe und treibt die aufgewühlten Körner wie ungeheure weiße Staubwolken wüthend vor sich her. Die ganze Steppe ist im wildesten Aufruhr, ein sturmgepeitschtes Schneemeer. Den Menschen und Thieren vergeht Hören und Sehen, und sie stürzen oft in Erdrisse und Schluchten, um für immer zu verschwinden, oder sie fallen ermüdet nieder, und der Schnee wölbt ein Grab über sie, aus dem sie erst die Frühlingssonne, als halb verwesete Leichname, wieder hervorscheint.

Doch weitaus das Schlimmste und Gefährlichste ist die „Wjuga“. Das ist „Samet“ und „Mjatjol“ zugleich. Himmel und Erde bieten ihre Schneemassen dar, und der noch wüthendere Sturm peitscht sie tagelang in rasendem Wirbel umher. Lebende Geschöpfe können nur mit Mühe aus-

dauern in diesem ungestümen Kampf der Elemente und sind froh, wenn sie in der völlig schutzlosen Steppe mit dem Leben davon kommen.

Eine solche „Wjuga“ war im Anzug. Ich suchte meine Pferdeheerde, die das nahende Unwetter witterte, hinter einen Todtenhügel nahe an der Landstraße so viel, als möglich zu bergen und war froh, dieses auf Meilen weit einzige Schutzmittel, so armselig es war, gefunden zu haben.

Da kam auf der Straße eine offene Chaise daher gebraust. Die Pferde schäumten und eilten dahin, als wenn sie mit Sturm und Wolken einen Wettlauf halten wollten. In der Chaise saß mein Herr und Gebieter, der Graf, dem zwanzig Stunden im Umkreise das Land und die Heerden und die Menschen „eigen“ waren. Dem Grafen ging es immer noch nicht schnell genug. Er befahl dem Kutscher, noch stärker die Pferde anzutreiben. Er wollte der „Wjuga“ entgehen, wenn er es auch mit dem Verluste seines besten Gespannes erkaufen mußte. Da gerieth ein Wagenrad in Folge der Unvorsichtigkeit des Kutschers in ein Loch auf dem Wege. Durch die Gewalt des Stoßes zerbrach es in tausend Splitter. Die Chaise stürzte. Der Kutscher flog zehn Schritte weit in die Steppe hinaus, und der Graf kam hinkend unter den Trümmern des Wagens hervor.

Ich hatte die Pferde zum Stehen gebracht und kam jetzt auch heran, obwohl ungern, denn der Graf war ein gar rachsüchtiger Mann und in solchen Augenblicken wie ein

wüthendes Thier. Er mißhandelte furchtbar seine Leute, und Viele hatten ihm den Tod geschworen.

So kümmerte der Graf sich auch jetzt nicht um den heranziehenden Schneesturm oder um die Frage, wie er weiter käme, sondern er wollte zunächst seine Rache an dem armen Kutscher haben.

Er band ihn eigenhändig an den Pfahl, der als Wegweiser auf der Spitze des Todtenhügels stand, und peitschte den armen Jungen mit seiner Reitpeitsche, die er stets mit sich führte, hauptsächlich in das Gesicht und über den Kopf, so lange er die Arme regen konnte.

Als er müde geworden war, verlangte er von mir, ich sollte vom Pferd steigen und das Geschäft des Peitschens an demselben fortsetzen.

Ich saß wie ein steinernes Standbild auf meinem Roß und schwieg und regte und rührte mich nicht. Der Kutscher (er hieß Timofei) war mein guter Kamerad von Kind auf gewesen, und ich liebte ihn mehr als einen Bruder.

Der Graf wurde durch meine Widerseßlichkeit noch wüthender. Er drehete die Reitpeitsche um, wo ein dicker silberner Knopf war, und schlug mit demselben dem armen Timofei so heftig vor die Stirne, daß derselbe todt niederstürzte. Dann befahl er mir mit vor Wuth fast erstickter Stimme abzustiegen und fügte hinzu: „Er wolle mich auch todtpeitschen.“

Ich stieg nun wirklich ab, aber nicht, um mich peitschen zu lassen, sondern ich riß dem Grafen die Peitsche aus der

Hand und band ihn an den Pfahl und that ihm, wie er dem Timofei gethan hatte. Wir Tabuntschiks sind freie Menschen und lassen uns nicht schlagen.

Die „Wjuga“ war mit ganzer Wuth hereingebrochen, aber so laut auch der Sturm heulte, das Schreien und Fluchen des Grafen übertönte den Sturm.

Mich versetzte das brausende Unwetter in eine Art Rausch. Je furchtbarer die Windstöße tobten, je wilder schlug ich darauf, und wenn vielleicht eine mitleidige Regung kam, brauchte ich nur in das starre Auge meines „Timofei“ zu blicken, um mir Herz und Hand zu stählen.

Endlich sank der Graf in Ohnmacht. Jetzt merkte ich erst, was ich gethan hatte, und eine gewaltige Angst ergriff mich. Schlug ich ihn ganz todt, war ich sein Mörder und fand nie wieder Frieden, schlug ich ihn nicht todt, und er kam davon, war ich seiner Rache anheimgegeben und verloren.

Schon hatte ich die Peitsche umgedreht, um ihn ebenso, wie er es dem Timofei gemacht hatte, vor die Stirne zu schlagen; doch ließ ich die Reitpeitsche fallen und schwang mich auf mein Pferd und ritt hinaus in das wilde Schneegestöber.

Der Graf war wieder zu sich gekommen und beschwor mich, ihn lieber todt zu schlagen, als ihn allein zu lassen, aber ich hörte ihn nicht. Ich wollte ihn nicht hören.

Noch einige wilde Angstschreie drangen an mein Ohr, dann hörte ich nichts mehr, als das Brausen der Wjuga.

Drei Tage lang ritt ich in schrecklichster Aufregung umher, dann kam ich in ein Städtchen, wo Truppen zusammen gebracht wurden: gegen „die Franzosen,“ wie es hieß.

Ich ließ mich anwerben, und so bin ich hierher gekommen.

„Aber der Graf lebt noch“ fügte er in flüsterndem Tone hinzu. „Ich habe ihn in Leipzig mit eigenen Augen gesehen. Er ist gerettet worden. Deswegen aber darf ich nicht heim, bis er todt ist.“

An demselben Abend, als Pawl Petrowitsch seine Geschichte erzählte, oder ein paar Tage darauf, ich weiß es nicht mehr genau, erkrankte ich an dem damals grassirenden Nervenfieber und schwebte lange am Tod.

In meinen Fieberphantasien stand ich entweder auf dem Todeshügel angebunden und empfing Schläge mit glühenden Ruthe, oder ich jagte auf wildem Stoß durch die brausende „Wjuga“, aber der Schnee waren glühende Funken, und der Wind war ausdörrender Gluthhauch.

Als ich wieder gesund war, wurde ich mit der Nachricht überrascht, daß der Russe und sein Sohn spurlos verschwunden seien. Es hatte allerdings auch Niemand ihm nachgespürt, so daß er eine Spur hätte entdecken mögen.

Ich wußte, daß er nach Rußland zurückgekehrt war. Nur das fragte sich: „Hatte er den erwarteten Brief erhalten, oder hatte ihn das Heimweh trotz allen Gefahren, denen er entgegen ging, nach der heimischen Steppe zurückgeführt?“

III.

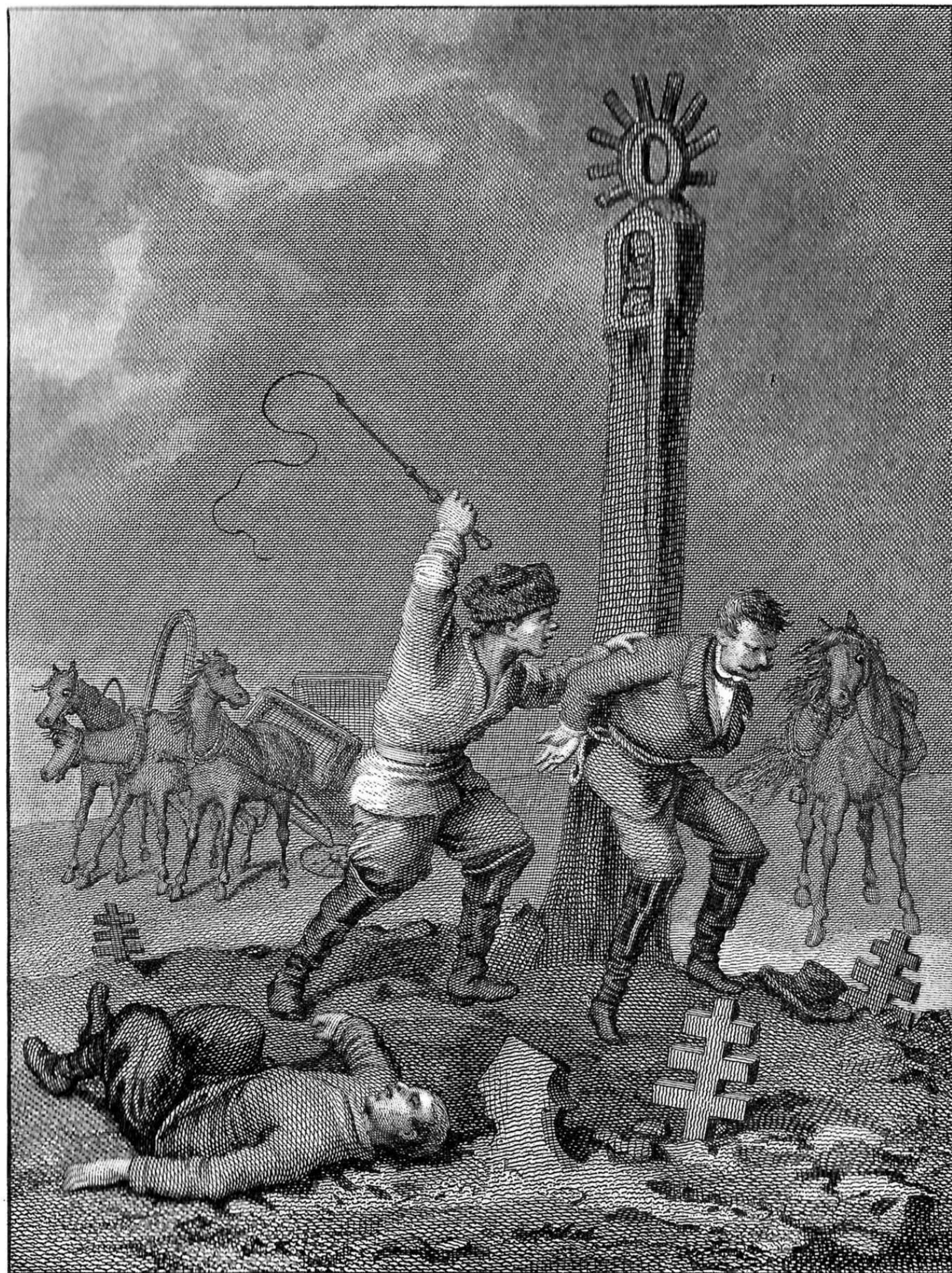
Am Neckar.

Wir wandern in unserer Erzählung rheinaufwärts vom unteren Lahnthal in das untere Neckarthal nach Heidelberg.

O Heidelberg, du wunderschöne Stadt, wer kennt dich nicht? Und wenn Einer dich nicht selbst gesehen hat, gehört hat er gewiß von dir, und wenn auch nur von deinem Riesenfaß und den großartigen Ruinen deines Bergschlosses. Wer dich aber gesehen hat und in dir Jahre voll Jugendlust und Sonnenschein verlebt hat, dem stehst du ewig vor der Seele, wie du am Fuße des dunkel bewaldeten, mächtigen Königstuhles, selbst noch ein reizendes Gebirgs- und Waldkind, durch das weit sich öffnende Neckarthal neugierig und neckisch hinaus schaut in die reich gesegnete Rheinebene.

Es sind seit jenen bereits erzählten Ereignissen im unteren Lahnthal etwa zehn Jahre dahingeschwunden. Aus dem zarten, etwas frühreifen Pfarrsöhnlein ist ein stattlicher Student geworden voll Jugendkraft und Lebensmuth. Wie ganz anders, wie viel mächtiger herangewachsen an Körper und Geist stand er dort an den Ufern des Neckar, um mit vollen Zügen den Born der Wissenschaft zu trinken, als einst an den Ufern der Lahn, wo er mit gerunzelter Stirne an den ersten lateinischen Vocabeln faute.

Doch in Einem war ich mir gleich geblieben. Ich war



ein etwas schwärmerischer Jüngling, wie ich einst schon als Knabe einen schwärmerischen Zug an mir gehabt hatte, und wenn die Jugend- und Studentenzeit überhaupt eine Zeit der Hoffnungen, Träume und Ideale ist, so war es bei mir noch in weit höherem Grade der Fall.

Indessen wurde ich stets etwas nüchtern gehalten und mit der gewöhnlichsten Prosa des Lebens bekannt durch eine fast immerwährende Geldnoth, in der ich stach.

Geld ist auf der Universität ein ebenso nöthiger Artikel, als in anderen Lebensverhältnissen. Allein, wenn es auch in dem bekannten Liede heißt:

Brav Gelder muß der Vater schicken,

Wenn der Herr Sohn studiren soll —

mein Vater schickte gar keines. Er gab mir halbjährig eine gewisse Summe mit und sagte: „Damit kannst du auskommen. Ich habe auch nicht mehr gebraucht. Um Deinetwillen kann ich deine übrigen Geschwister nicht verkürzen. Hast du mehr nöthig, verdiene dir es selbst mit Privatstunden.“

Ich hatte bis dahin nie so viel Geld in der Hand gehabt, als mir mein Vater auf einen Haufen mitgab, und ich hielt darum die Summe für unerschöpflich. Aber es zeigte sich bald, daß ich mich verrechnet hatte, und ich gerieth in die peinlichsten Geldverlegenheiten.

Die beiden ersten Semester verstand sich mein Vater noch zu Zuschüssen. Denn er war ein Feind von allem Borgen oder „Pumpen,“ wie die Studenten sagen, und wiederholte mir oft genug das Wort des Psalmisten: „Der

Gottlose borgt, und bezahlt nicht“, daß ich es merken konnte. Doch das dritte Semester blieb er unerbittlich.

Du bist jetzt bekannt genug auf der Universität, um dir durchhelfen zu können. Mache es wie andere arme Teufel auch: Spare und mühe dich, Etwas zu verdienen. Von mir bekommst Du nichts weiter als Dein Dir ausgelegtes Geld. Mit vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus.“ So schrieb er und brachte mich in die reinste Verzweiflung.

Ich war leichtsinniger gewesen als sonst. Ich hatte mir hier und da einen Schoppen Bier und eine Pfeife Tabak mehr, als in meinem Budget stand, erlaubt. Ich war den zweiten Pfingsttag in Schwetzingen gewesen und mit einem Omnibus heimgefahren und hatte sonst noch einige Ausflüge gemacht. Mit der Zeit war ich mit gar Vielen bekannt geworden und konnte oft mit dem besten Willen dem Drängen der Freunde nicht ausweichen.

Mein Vermögen bestand nur noch in einem einzigen Gulden, und davon sollte ich noch ein und einen halben Monat leben und die Hausmiethe bezahlen. Ich aß trockenes Brod und trank Wasser wie ein Gefangener. Denn alle meine Bemühungen, durch Privatstunden Geld zu verdienen, waren bis jetzt vergeblich gewesen.

Es war ein heiterer Sonnentag inmitten des hohen Sommers, wenn die Natur die reichste Fülle und die größte Sättigung zeigt. In dem raschelnden Weizenfeld neigten die Aehren ihre schwer beladenen Häupter, die Blumen er-

glänzten in ihrer herrlichsten Entfaltung und entwickelten ihre schönste Farbenpracht, das Obst an den Bäumen gewann täglich an Rundung und Größe. Gottes Geschöpfe, Pflanzen und Thiere lebten im höchsten Ueberfluß und in voller Ueppigkeit, nur ich armer, halbverhungelter Student stand auf der uralten Neckarbrücke bei Heidelberg mit knurrendem Magen und hatte Nichts zum Mittagessen als Lust und Sonnenschein.

Ich beneidete das Fischlein im kühlen plätschernden Wasser des Flusses, das schnalzend eine Wasserjungfer verzehrte, die es, hoch aus dem Wasser emporspringend, erwischte hatte. Ich beneidete die feiste Spinne in der Ecke des alten Sandsteingemäuers der Brücke, die nicht einmal im Stande war, ihre Vorräthe in Monaten aufzuzehren. Ich beneidete die dicke Hummel, die mir um den Kopf flog, denn ich wußte, sie hatte kurz vorher ihren Rüssel in den Honigtopf einer Blume getaucht. Ich beneidete das drüben im Obstgarten zwitschernde Vöglein. Denn es konnte nicht so singen, wenn es nicht vorher gefressen hätte.

Ich wenigstens hätte nicht singen mögen. Mein hungeriger Magen raubte mir alle Lust und Poesie. Statt nach der im hellsten Sonnenglanz daliegenden prachtvollen Landschaft zu blicken, schaute ich nur nach den rauchenden Schornsteinen in der Stadt und dachte an die Mittagessen, die dort gekocht wurden, oder ich sah den über die Brücke eilenden Studenten nach, die den Weg den Neckar hinunter einschlugen.

Sie gingen nach dem nahegelegenen „Handschuhshaus.“ Dort war ein Speisehaus, ich wußte es. Dort aß man billiger und besser als in Heidelberg selbst. Ich hatte auch einmal dort gegessen. Alle meine Gedanken sammelten sich um eine kräftige Rindfleischsuppe und eine saftige Kalbskotelette, die ich damals dort bekommen hatte. Ich verstand jetzt den Esau, als er um ein Linsengericht seine Erstgeburt verkaufte. Ich hätte wer weiß was um ein Mittagessen in Handschuhshaus gegeben.

Ohne recht darüber zur Klarheit zu kommen, war ich auf dem Wege nach Handschuhshaus weitergegangen.

Einige hundert Schritt unterhalb der Brücke, wo die Chaussee plötzlich den Neckar verläßt und in einer scharfen Krümmung in der Richtung der Bergstraße weitergeht, standen zwei Damen und schauten mit großem Interesse und sichtlich Angst nach einem zierlichen, bunten Rahne, in welchem zwei junge Leute sich bemühten, stromaufwärts zu rudern.

Die Angst war nicht unbegründet, denn augenscheinlich verstanden die jungen Herrn sehr wenig von der edlen Ruderkunst und brachten durch ihre Bemühungen das Schifflein immer dahin, wohin sie ganz gewiß nicht kommen wollten. Außerdem aber war der Neckar in diesem Augenblick ungewöhnlich belebt. Einige schwerbeladene Packschiffe kamen den Fluß herab und zugleich eine Flöße, die auf dem Neckar ein unendlich langes, schmales, unlenkbares Gefüge von Tannenstämmen bildet, während die Flöße des

Rheines schon festere und weniger unbeholfene Fahrzeuge darstellen.

Um die Verwirrung auf dem Flusse zu vermehren, dampfte eines jener damals noch neuen Neckardampfboote stromaufwärts, und alle die verschiedenen Fahrzeuge schienen es in ihrer Anstrengung, sich gegenseitig auszuweichen, darauf abgesehen zu haben, den armen, kleinen Rahn, in dem die Knaben saßen, zu zertrümmern; in solcher Weise fuhren sie auf denselben los. Statt nun das leichte Schifflein, das wie eine Nußschale auf den Wellen tanzte, rasch dem gefährlichen Wirrwarr zu entziehen, brachte die Ungeschicklichkeit der jungen Leute es stets in die schlimmsten Lagen.

Die ältere der beiden Damen war bis an den äußersten Uferrand des Flusses herangetreten, daß die Wellen ihre seidenen Schuhe benetzten. Sie war augenscheinlich die Mutter der beiden Jünglinge.

„Hilfe, Hilfe!“ rief sie in verzweifelnder Todesangst. „Rettet meine Kinder.“ Doch die Schiffer hatten viel zu viel mit sich und ihren Fahrzeugen zu thun, daß keines in Schaden käme, um viel auf den Rahn zu achten.

In diesem Augenblick kam der hintere Theil des Floßes ganz nahe an das Ufer, sodaß man es in einem Sprunge erreichen konnte. Ich sprang hinüber. Ich war mit allen Schifferkünsten so vertraut, wie nur ein an einem Flusse aufgewachsener Knabe sein kann, und vermochte auf den schwimmenden und sich oftmals drehenden Holzstämmen so

rasch dahin zu laufen wie ein Flößer und vielleicht noch rascher.

Es war aber auch die höchste Zeit, daß ich kam; denn der Kahn, der sich eben zwischen der Flöße und dem Dampfschiff befand, steuerte mit aller Wucht auf den Radkasten des letzteren zu, als wenn es nothwendig gewesen wäre, sich das Unheilvollste und Lebensgefährlichste von Allem auszusuchen, wo nicht bloß die Zerstörung des Kahns, sondern auch der Tod der Insassen fast unausbleiblich war.

Im Laufe hatte ich eine daliegende Hafenstange ergriffen, und mit derselben vermochte ich noch gerade das Schifflein hinweg zu reißen, ehe es seine verhängnißvolle Fahrt vollendete.

Jetzt sprang ich selbst in den Kahn und brachte einige Minuten darauf denselben und die beiden schlechten Ruderer an das Land und zwar an dieselbe Stelle, wo noch die Mutter stand und noch nicht Herr geworden war über die furchtbare Aufregung, in die sie die Todesgefahr ihrer Kinder versetzt hatte.

Meine That war im Grunde eine geringfügige, eine einfache Menschen- und Christenpflicht, der ich nachgekommen war. Nimmt ja doch jeder, der nicht ein vollständiger Barbar ist, ein Kind, das der Fuhrmann im Begriffe zu überfahren ist, vor den Pferden hinweg, wenn er kann, warum sollte ich nicht einem Dampfboote sein Opfer entreißen, da es in dem Bereich meiner Kräfte lag? Ich wollte mich deshalb stillschweigend entfernen (auf Dank rechnete

ich nicht), und wollte die Dame ganz ihren Gefühlen überlassen, die sich bald in Liebkosungen, bald in zärtlichen Vorwürfen ihren Söhnen gegenüber äußerten. Doch das andere Frauenzimmer, die Kammerjungfer, wie ich später merkte, machte die Dame auf mein Vorhaben aufmerksam, worauf dieselbe sich hastig nach mir umwandte.

„Nein, nein,“ rief sie, meine Hand ergreifend, „so dürfen Sie nicht fort, edler Retter meiner Kinder. Wollen Sie uns nicht einmal die Gelegenheit lassen, unseren Dank auszusprechen? Nachdem Sie so Großes an uns gethan haben, dürfen sie uns nicht den Schmerz des Undankes aufbürden. Wir müssen uns kennen lernen und näher treten im Leben.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß sie Student sind. In dieser Tageszeit werden keine Collegien gelesen. Da werden sie wohl so viel Muße haben, uns ein Stück auf unserem Heimwege zu begleiten.“

Die Frau hatte zugleich etwas ungemein Gebietendes und doch wieder Gewinnendes in ihrem Auftreten, daß an Widerspruch gegen ihre Anordnungen kaum zu denken war. Ich merkte bei aller Einfachheit ihres Anzugs, daß sie eine sehr vornehme Dame sein müsse. Aber es trat bei ihr so viel warme Empfindung und wahres Gefühl zu Tage, und ihr Benehmen war so fein und taktvoll, daß sie allen Zwang entfernte und volles Vertrauen herausforderte.

Ohne daß ich es besonders merkte, hatte sie sich über mich und meine Lebensverhältnisse genügend unterrichtet. Hierauf begann sie selbst zu erzählen.

„Der Hofmeister ihrer Söhne,“ sagte sie, sei erkrankt, so daß sie ihn hätte beurlauben müssen. Derselbe hätte früher öfters Rahnfahrten mit ihren Jungen auf dem Neckar gemacht. Nun hätten die Herrn Söhne ihr, der schwachen Mutter, den Glauben beigebracht, sie könnten auch allein einmal eine solche Fahrt wagen. Der heutige Tag aber habe sie, die Mutter, überzeugt, daß es gut sei, denselben bald möglichst wieder einen Führer zu geben.

„Sollte die göttliche Vorsehung“, fuhr sie fort und blieb stehen und schaute mich an, als wolle sie in den Grund meiner Seele hineinschauen, „mir vielleicht einen solchen Führer meiner Kinder entgegengeschickt haben, nachdem ich schon lange mich vergeblich nach einem passenden jungen Mann umgesehen habe?“

Ich wurde feuerroth vor Aufregung. Eine solche Stellung, wie mir diese Frau in feiner Weise anbot, hätte ich schon längst gewünscht. Sie gewährte mir viele Vortheile und machte vor allen Dingen meiner fatalen Noth ein Ende.

„Verehrte Frau“, erwiderte ich. „Ich gestehe offen, Ihr Anerbieten, wie Sie es eben stellen, hat mich mit großer Freude erfüllt, allein ich möchte nicht, daß Sie jetzt, durch das Gefühl der Dankbarkeit geleitet, einen Entschluß fassen, den Sie später wieder bereuen. Prüfen Sie erst, hören Sie erst das Urtheil der Professoren über mich, und wenn Sie mich dann noch würdig finden, werde ich die Stellung mit Dank annehmen. Doch um keinen Preis

legen sie bei ihrer Entschliebung Gewicht auf den kleinen Dienst, den ich so glücklich war, Ihnen leisten zu dürfen.“

„Es sei!“ sagte sie, mir die Hand reichend. „Doch glauben Sie nicht,“ fügte sie lächelnd hinzu, „daß ich Sie nicht schon geprüft hätte. Meine Kinder sind mir viel zu viel ans Herz gewachsen, als daß ich sie Jemand anvertrauen wollte, den ich nicht kenne. Allein Sie kenne ich bereits und vielleicht besser, als mir es die Professoren sagen können. Sie sind ein junger Mann, der viel Vertrauen erweckt, und ich habe die Zuversicht, daß Sie mit gleich sicherer Hand meine Kinder führen, wie sie den Kahn durch die Wellen des Neckars geführt haben.“

Jetzt aber schnell die Unterredung abbrechend, sagte sie: „Also auf Wiedersehen! Ich habe Ihr Wort, daß Sie mich Morgen aufsuchen. Ihr Jungen bedanket Euch nochmals bei Eurem Retter. Hier haben sie meine Karte.“

Sie waren fort. Ich aber stand halbschwindelnd auf der Landstraße noch immer in die Karte stierend, die mir die Frau zurückgelassen hatte.

Die Dame, mit der ich gesprochen hatte, war eine russische Fürstin. Fürstin Kam-skoi stand auf der Karte. Ich hatte von ihr und ihrem unermesslichen Reichthum gehört.

Sie bewohnte ein prachtvolles Landhaus in Heidelberg, wo reich betrefte Diener aus und eingingen und glänzende Equipagen ein und ausführen.

Dort sollte ich, der arme hungernde Student, eine Art Hofmeister werden?

Thränen liefen mir über die Wangen, und meine Gedanken sammelten sich zu einem Dankgebet zu Gott.

Doch jetzt regte sich auch der Hunger wieder. Mit solchen Aussichten für die Zukunft scheute ich mich nicht länger und ging zum Mittagessen nach Handschuhshausheim.

Doch wozu ist es nöthig, daß ich Alles weitläufig erzähle?

Kurz und gut, ich wurde am nächsten Tage eine Art Hofmeister der beiden Söhne der Fürstin Kam-sfoi.

Viel zu thun hatte ich freilich nicht, auch keine große Verantwortlichkeit war auf meine Schultern geladen. Den eigentlichen Unterricht erteilten reich bezahlte Lehrer der Stadt und Professoren der Universität. Die Erziehung lag in den Händen der Fürstin. Und meine Funktionen bestanden lediglich darin, daß ich die jungen Fürsten bei dem Lernen ihrer Aufgaben überwachte und sie bei ihren Spaziergängen, Ausflügen und Reisen als Führer und Schützer begleitete.

Meine Bezahlung war außerordentlich reich. Dabei aß ich an der fürstlichen Tafel und schlief in den Zimmern der jungen Fürsten.

Es beginnt hier eine der glücklichsten Perioden meines Lebens.

Die fast märchenhafte Veränderung meiner äußeren Lage von einer trostlos traurigen, sorglich aufreibenden Hungerexistenz in den reichsten Prunk und Ueberfluß eines Fürstenhofes trug nicht wenig dazu bei. Warum

sollte ich es nicht eingestehen? Doch bildete diese Lebens-
behaftigkeit nicht die Hauptquelle meines Glückes, sondern
eines theils der freie Umgang mit den höchsten und feinsten
Geistern der Universität, den mir meine jetzige Stellung
verschaffte, und der nicht bloß meinen Blick ungemein er-
weiterte, sondern auch meiner Geistesrichtung einen höheren
Schwung gab, andern theils aber die gemeinschaftlichen Aus-
flüge und Reisen mit den jungen Fürsten, mit denen ich
bald durch den engsten Freundschaftsbund verbunden war.
Waren wir doch alle drei jung, gesund, voll Leben, Witz,
Geist und edlem Streben.

Gott hat den südwestlichen Theil Deutschlands ganz
besonders mit Naturschönheit gesegnet. Wir aber benutzten
diesen Segen so ausgiebig wie möglich. Doch bald ge-
nügten wir uns nicht mehr mit Touren in den Odenwald,
Taunus oder Schwarzwald, oder mit Ausflügen nach
Speier, Worms, Mainz, Frankfurt, Straßburg, Freiburg,
Constanz, Schaffhausen, wir strebten weiter und weiter.
Und die Touren und Ausflüge wurden, zumal in den Ferien,
zu vollständigen Reisen. Die Schweiz, Italien, Frankreich
bildeten die Zielpunkte derselben.

Ich bin damals schon auf den Boulevards von Paris
gewandert, habe die Schneehäupter der Alpen aus nächster
Nähe begrüßt und habe träumend am Golf von Neapel
gestanden.

Erst drei Jahre nachdem ich in das Haus der Fürstin

gekommen war, nahm ich den ersten Urlaub, um meine Heimath aufzusuchen.

Da stand ich wieder einmal im langentbehrten Elternhaus, stattlich und groß, kein blöder, einseitiger Student mehr, sondern ein vielgereister, welt- und sprachgewandter Mann, ein Doctor beider Rechte (ich hatte meine Studien nicht vernachlässigt und meine Examina mit Glanz bestanden), ein Genosse und Freund von Fürsten und gelehrten Professoren.

Meine Mutter schaute mit Thränen der Zärtlichkeit und des Stolzes an mir hinauf. Meine Geschwister blickten mich scheu und respectvoll an wie einen fremden, vornehmen Mann, bis ich Eines um den Kopf nahm und tüchtig abküßte. Mein Vater drückte mir warminnig die Hand und sagte: „Der Herr hat Großes an dir gethan. Ach vergiß den Dank nicht und die Demuth nicht, daß dein Herz immer spricht, wie Jacob sprach: „Herr ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan hast.“

Wie glänzte sein gutes, treues Auge feucht, wie zitterte seine Stimme von Liebe und Rührung!

Ich werde ewig seiner gedenken, wie er damals vor mir stand, mein guter, guter Vater.

Ach, daß wir sie halten könnten, solche Augenblicke, wo Liebe und Freude schon den Himmel auf die Erde zaubern. Allein es sind nur kurze Sonnenblicke aus der Ewigkeit, die bald verschwinden.

Wie bald schlägt wieder die Abschiedsstunde. Als ich

Abschied nahm, wollte mich meine Mutter gar nicht ziehen lassen. Ahnte sie vielleicht den schweren Verlust, der sie bald treffen sollte? Ahnte sie die furchtbaren Gefahren, denen ich entgeging?

Als ich nach Heidelberg zurückkehrte, fand ich das ganze fürstliche Hauswesen aufgelöst und in der Villa selbst eine furchtbare Zerstörung.

Die Fürstin war plötzlich mit ihren beiden Söhnen nach Baden-Baden gereist und hatte dort in einem Gasthaus ein Logis genommen. Ihrem bisherigen Haushofmeister dagegen hatte sie den Befehl zurückgelassen, sämtliche Dienerschaft abzulohnen, die Villa, das Mobiliar, Pferde und Wagen zu verkaufen, und mich, wenn ich käme, nach Baden-Baden zu schicken.

Ich fragte, völlig außer Fassung gebracht, den Haushofmeister, der noch allein im Hause war, nach der Ursache dieser merkwürdigen Veränderung.

Der Mann wußte selbst Nichts. Er sprach von vielen Briefen, die zwischen der Fürstin und einem Verwandten derselben gewechselt worden wären, und von einem jungen Russen, der scheinbar eben erst aus Rußland gekommen wäre und mit dem die Fürstin lange Gespräche geführt hätte. Dann sei derselbe plötzlich abgereist, und darauf sei auch die Fürstin abgereist.

In Heidelberg waren die abenteuerlichsten Gerüchte über sie in Umlauf. Sie sollte darnach gar keine Fürstin sein. Alles, was sie besessen hätte, wäre gestohlen gewesen.

Sie sei eine Hauptschwindlerin. Ein direct aus Petersburg gekommener Polizeibeamte hätte sie entlarvt, und sie sei bereits nach Sibirien abgeführt worden.

Es mußte etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein. Aber was war es? Ich hatte gar keine Anhaltspunkte. An die dummen Gerüchte glaubte ich nicht einen Augenblick. Diese feine, edle Dame zu einer gemeinen Verbrecherin zu machen, war eine schändliche Sünde und ein Verbrechen gegen Alles, was Wahrheit heißt.

Ich habe neben meiner Mutter nie eine Frau kennen gelernt, die ich so wahrhaft verehrte und hochachtete. War sie ja doch in den Jahren her vielfach meine zweite Mutter gewesen.

Man kann sich darum die Aufregung denken, mit welcher ich in Baden-Baden ankam.

Die an sich kränkelnde Fürstin sah noch kränker und blässer aus als sonst. Ihre Augen trugen Spuren jüngst vergossener Thränen.

Von den Söhnen war der jüngere, der Alexander hieß und mehr seiner sanften Mutter glich, verstört und niedergeschlagen. Dagegen leuchtete aus den dunkeln Augen des ältesten, der Feodor genannt wurde, Born und Entrüstung.

Er war der Erste, der mich begrüßte. Mit stürmischer Hestigkeit preßte er meine Hand und sagte: „Gott sei Dank, daß Sie da sind.“

„Ja,“ fuhr die Fürstin fort, „wir freuen uns sehr, daß Sie gekommen sind. Sie sind fast unsere alleinige Hoff-

nung. Sie müssen sich wieder an das Steuer setzen und unseren Kahn, der sich gründlich verfahren hat, an das Land bringen.

Seit Ihrer Abreise haben wir viel Schlimmes durchmachen müssen. Ich werde Ihnen die nöthigen Erklärungen geben, wenn Sie uns zuerst von ihren lieben Eltern berichtet und eine kleine Erquickung zu sich genommen haben werden.

Es war Abend geworden. Die Strahlen der scheidenden Sonne beleuchteten nur noch die dunklen Tannenzwipfel oben auf den Bergen, die man von unseren Fenstern aus erblickte. Die Balkonthüren unseres Zimmers standen weit offen, und wir athmeten die frische Abendkühle nach dem ermattend heißen Tage. Da begann die Fürstin ihre Erzählung.

„Ich bin eine geborene Deutsche,“ sagte sie, „die Tochter eines armen schlesischen Edelmannes. Mein seliger Mann dagegen stammte aus dem höchsten und reichsten russischen Adel. Er starb früh in Folge eines Sturzes mit dem Pferde.

Auf seinem Todesbette setzte er einen Better zum Vormund seiner Kinder ein und machte ihn zum unumschränkten Verwalter seiner ungeheuren Besitzungen. Von diesem Better, dem Grafen Terg-off, wollte ich vorzüglich erzählen. Ich hatte von dem ersten Tage unserer Bekanntschaft an eine mir fast unerklärliche Abneigung gegen ihn und traute ihm niemals. Dieses Mißtrauen ist mit der Zeit nicht

geschwunden, sondern gewachsen und ist durch die letzten Ereignisse bis zum höchsten Grade gestiegen.

Mein verstorbener Mann war mit ihm aufgewachsen und bewahrte ihm seine Jugendfreundschaft bis in den Tod, obwohl der Graf gewiß solche Treue und Liebe nicht verdient hat. Er verspottete oft genug meinen guten, braven Mann hinter seinem Rücken. Dagegen heuchelte er ihm in's Gesicht eine gewisse kameradliche Offenheit und Geradheit, die meinen Mann bestach.

Er war geradezu taub gegen alle Warnungen, die ihm von verschiedenen Seiten zukamen und sagte: „Ihr kennet ihn alle nicht. Ich weiß ja, daß er Fehler hat, die gesteht er aber offen ein, allein ich kenne auch sein offenes, ehrliches Herz, in dem kein Falsch ist.“

Der Graf war in seinen jungen Jahren ein sehr großer Verschwender gewesen. Er lebte beinahe zwei Jahrzehnte in Paris, und sein ungeheures Vermögen wanderte geradezu in die dortigen Spielhöllen.

Ueber und über verschuldet, daß ihm kaum so viel blieb, um sein Leben zu fristen, kehrte er heim. Aeußerlich bewahrte er noch seine Stellung, aber über Nacht konnte das Scheingebäude seines Glanzes zusammenstürzen. Da vertraute er sich mit rücksichtsloser Offenheit meinem Gatten an.

Dieser in seiner zartfühlenden Art half auf eine Weise, daß es die Welt kaum erfuhr, in welcher Verlegenheit der Graf gewesen war. Er kaufte ihm seine ungeheuren Besitzungen, die in Südrußland lagen, für einen Preis ab, der

noch nie für solche Güter bezahlt worden war. Doch die Summe mußte so groß sein, um die Schulden des Verschwenders nur einigermaßen zu decken. Mein Mann hat übrigens die Güter nie öffentlich in Besitz genommen, sondern hat den Grafen als unumschränkten Verwalter derselben dort belassen, so daß alle Welt ganz natürlich annahm, der Graf sei noch wirklicher Besitzer.

Da mein Gatte diese Täuschung zum Besten seines Freundes beabsichtigte, klärte er Niemanden auf, und es hieß eben allgemein, der Graf Terg-off, des Pariser Lebens müde, hat sich auf seine Güter zurückgezogen.

Jetzt kann uns möglicher Weise diese Täuschung noch zu großem Schaden gereichen.

Der Graf bestreitet nämlich die Giltigkeit unserer Besitzurkunde.

Doch ist es das nicht allein, was uns in Verlegenheit bringt. Es handelt sich um den Verlust meines ganzen Vermögens.

Mein braver Gatte hatte es ja gewiß nur gut mit uns im Sinne, als er den Grafen zum Vormund unserer Kinder machte und ihm eine so schrankenlose Gewalt über sein Vermögen einräumte. Er wollte mich, von der er wußte, daß ihr Geldgeschäfte zum Greuel und die russischen Zustände gänzlich unbekannt waren, von allen Sorgen und Mühen entbinden. Es wäre ihm auch gelungen, wenn er es, statt mit einem Betrüger, mit einem ehrlichen Menschen

zu thun gehabt hätte. Der Graf aber hat das Vertrauen seines edlen Freundes auf das Schändlichste getäuscht.

Wie groß das Vermögen des Fürsten war, weiß ich nicht einmal. Er bestimmte einfach vor seinem Tode, ich solle jährlich von den Einkünften hunderttausend Thaler beziehen, das Uebrige solle auf Verbesserung der Güter verwandt werden.

In Wirklichkeit bezog ich stets etwa die Hälfte der mir als Einnahme zukommenden Summe. Der Graf gab vor, das übrige Geld auch noch zu Güterverbesserungen nöthig gehabt zu haben.

Ich machte mir anfangs Nichts aus diesen willkürlichen Abzügen, denn fünfzigtausend Thaler jährlich genügten mehr als ausreichend für unsere Bedürfnisse, aber die Abzüge wurden mit der Zeit stärker und seit einem Jahre hört jede Geldsendung auf.

Meine Mahnungen wurden immer dringender. Zuletzt mußte ich die Gerichte in Anspruch nehmen. Aber Alles schien vergebens. Da suchte mich vorige Woche ein Abgesandter des Grafen auf. Ich habe nie eine frechere Stirne gesehen.

Derselbe erklärte mit dürrer, nackten Worten: Ich besäße keine Güter mehr, ich könnte auch deshalb keine Einkünfte mehr haben. Um meinen Verschwendungen zu genügen (er zeigte mir Quittungen mit meiner gefälschten Namensunterschrift über ungeheure Summen, die ich empfangen haben sollte) habe der Graf alle fürstlichen Be-

sikungen verkaufen müssen, auf die Güter in Südrußland würde ich selbstverständlich keine Ansprüche machen, da der ganze Kauf nur Scheinkauf gewesen sei. Doch wolle der Graf in Rücksicht auf meine schlimme Lage mir hunderttausend Thaler einhändigen lassen, wenn ich ihm die Besitzurkunde ausliefere. Im anderen Falle solle ich nicht einen Pfennig erhalten, und wenn ich processire, würde ich erst recht unglücklich werden und würde doch Nichts gewinnen.“

Natürlich wies ich den Schurken mit sammt seinen Zumuthungen so entschieden wie möglich ab. Aber nun sitze ich hier, ein armes, rathloses Weib.

Was mich anbetrifft, wollte ich ja gerne auf allen Reichthum verzichten, allein ich darf meine Kinder nicht geradezu des Erbtheils ihrer Väter berauben lassen. Ich muß um ihretwillen den Kampf mit jenem gewissenlosen Menschen, der seine Mündel offenbar bestiehlt und betrügt, aufnehmen.

Aber wie wird ein solcher Kampf enden? Die Rechtszustände in Rußland sind nicht so geordnet wie hier.

Ich habe mich bereits einigen Rechtsverständigen anvertraut, allein sie zuckten die Achseln. Ich habe auch die russische Gesandtschaft in Frankfurt um ihre Beihülfe ersucht, doch man gab mir ausweichende Antworten.

Meine beste Hilfe wird bei dem sein, der versprochen hat, die Wittwen und Waisen nicht zu verlassen und zu versäumen.

Sie schwieg, sichtlich durch Aufregung erschöpft.

Eine bange Stille entstand im Zimmer. Ich fühlte mich auf das Dringendste aufgefordert, meine Hilfe anzubieten oder ein Trostwort zu sprechen, aber die hilflose Lage der Fürstin, die Schlechtigkeit des Grafen und die Unvorsichtigkeit des Fürsten hatten mich völlig verwirrt gemacht.

„Es wird nichts Anderes übrig bleiben,“ rief der feurige Feodor, „als daß ich, wie ich schon gesagt habe, nach Rußland reise und die Beweise der Schuld des Grafen sammele und ihn dann zur Rechenschaft ziehe.“

„Es wird nichts Anderes übrig bleiben,“ bestätigte die Fürstin. „Aber wo finden wir den Reisebegleiter? Du kannst doch nicht allein diese gefährvolle Reise unternehmen, die Klugheit, Besonnenheit und Muth im höchsten Grade verlangt.“

Die Fürstin wollte sich eben zu mir wenden, aber ich wußte jetzt, wo ich helfen konnte.

„Der Reisebegleiter bin ich,“ sagte ich mit entschiedener Stimme. „Aber es wird gut sein,“ fügte ich hinzu, „wenn, ehe wir reisen, der Fürst Feodor majorenn erklärt wird. Nur so hat er das Recht, von seinem Vormund über dessen Verwaltung Rechenschaft zu verlangen.“

Das Gesicht der Fürstin zeigte plötzlich statt düsterer Niedergeschlagenheit eine gewisse Hoffnungsfreudigkeit.

„Das ist ein guter Gedanke,“ sagte sie, „Feodor majorenn erklären zu lassen; ein Gedanke, auf den bis jetzt noch Niemand gekommen ist; der uns aber auf einmal sämtlicher

Schwierigkeiten in dem Verfahren gegen den Grafen enthebt. Seine Rechtsstellung ist ihm dadurch für immer genommen, und er hat sich nur zu verantworten.

Ich danke Ihnen für diesen Gedanken und für die Bereitwilligkeit, mit der Sie sich als Reisebegleiter angeboten haben. Ich muß offen gestehen, wir haben auf Ihre Hilfe gerechnet, und nun merke ich schon, wenn Sie die Hand anlegen, kommt der Kahn sofort in das rechte Fahrwasser.

„Nun denn weiter unter Gottes Schutz und Segen!“

Noch denselben Abend wurde Feodors und meine Reise nach Südrußland und seinen Steppen beschlossen.

IV.

In der Steppe.

Wieder war ein Jahr dahingegangen. Die Mündigkeitserklärung des jungen Fürsten hatte manche Schwierigkeiten gekostet und unsere Reise verzögert. Jetzt aber befanden wir uns mitten in der russischen Steppe, auf dem Wege nach dem Schlosse, wo der Graf Terg-off hauste und den Eigenthümer spielte.

Odeffa und das schwarze Meer lagen fünfzig Meilen hinter uns, und vor uns dehnte sich die endlose in der

Junisonne brennende Steppe. Nichts als Himmel und Steppe.

Ein seltsam beängstigendes Gefühl der Verlassenheit ergreift Einen anfangs in dieser unermesslichen Einöde. Man möchte hinaus schreien, aber man weiß, es höret Einen Niemand. Man glaubt es nicht aushalten zu können. Die ewige Gleichförmigkeit und Einsamkeit scheint Wahnsinn zu brüten. Es übermannt Einen die Sehnsucht nach Berg und Thal, nach Wald und Häusern und vorzüglich nach Menschen.

Das Meer, selbst in der Windstille, ist lange nicht so öde wie die Steppe in der Sommerzeit. Im Meer ist doch ein gewisses Leben durch das Geplätscher der Wellen und eine gewisse Abwechslung durch die Strahlenbrechungen des Lichts, da sind die in der Tiefe verborgenen Wunder, die immer wieder zu neuer Forschung einladen. Doch die Steppe ist ein ungeheurer Leichnam, der in Totenstarre und Totenfarbe daliegt. Das frische Grün des Frühlings ist in der Sonne Gluth gestorben. Dieselbe falbe Heufarbe zieht sich in erschrecklicher Einförmigkeit von den Karpathen bis zum Ural, so daß das Auge nicht einen Augenblick auf einer anderen Färbung ruhen kann. Und wie kein Flaum vor des Todten Mund sich regt, so schweigt jeder Luftzug auf der weiten Heide. Nirgend ist eine Bewegung oder ein Laut. Kein Halm, der sich schwingt, kein Vogel, der singt, kein Insekt, der springt.

Oben die mit gleicher Kraft und Ausdauer brennende

Sonne und unten die harte, ausgedörrte, endlose Ebene und als einziges Leben einige hoch in den Lüften schwebende Geier, die gierig nach dem Aase schielen, das auf der Weide verwest, das ist das trostlose Sommerbild der Steppe.

Unser Herz schmachtete nach Erquickung, aber da war kein Schatten, der uns aufnahm, kein Wasser, das uns erfrischte, kein Lüftchen, das uns kühlte. Die Sonne braute in unserem Hirne heiße Fieberträume. Halb bewusstlos ließen wir uns von unseren Pferden weiter tragen.

Im Halbtraume kehrte ich zu meinen frühesten Erinnerungen zurück. Ich sah im Geiste mein Heimathdörfchen an der friedlichen Lahn, das liebe Pfarrhaus und gegenüber das Gemeindebadhaus und seinen langjährigen Bewohner, den „Bades-Ruß.“ Mit Vorliebe aber haften meine Gedanken an den schattigen Eckchen und Plätzchen und an dem kühlenden Thalwind. Je heißer mein Kopf glühete, und je heftiger meine Pulse klopften, desto lebhafter stand das Behagen vor mir, das ich oft in jenem Schatten und in jener Kühle genossen hatte.

O diese plätschernden Wasserfluthen! Jetzt einen Trunk aus einem krystallhellen Waldbach, jetzt ein erquickendes Bad in der Lahn, oder nur der Schatten Eines jener Tausenden von Bäumen, an denen man sonst nichtachtend vorübergegangen war!

Damals, als ich noch den farbenreichen Erzählungen des Bades-Ruß lauschte, hatte ich oft gewünscht, auf flüchtigem Roß zu sitzen und nach Herzenslust durch die unbe-

grenzte Steppe jagen zu können. Damals hatte ich mich als siegreicher Held sowohl im Kampfe mit Wölfen und sonstigen Ungethümen als auch mit Schnee, Frost und Hitze gesehen. Jetzt, wo ich ein muthiges Roß besaß und die Steppe mit ihrer ganzen Ausdehnung vor mir lag, sehnte ich mich kleinmüthig zurück in unsere heimischen Thäler.

Freilich war es die drückende Steppengluth nicht allein, die mein Herz so verzagt machte. Ich dachte auch nicht allein an das Lahnthal, sondern auch an das Neckarthal, wo ich einer weinenden Mutter in die Hand gelobt hatte, mit Leib und Leben einzustehen für das Wohlergehen ihres geliebten Sohnes.

Meine Blicke ruheten voll Besorgniß auf der schlanken Gestalt des jungen Fürsten, dessen Schützer ich sein sollte. Er trug zwar für sein jugendliches Alter die Strapazen der Reise gut genug. Die Noth seiner Familie hatte ihn plötzlich zum Manne gemacht. Ich hatte Mühe, das Feuer seines Wesens, mit dem er stets vorwärts eilte, nur einigermaßen zu dämpfen. Aber mußten nicht diese Ueberanstrengungen, wenn einmal die Aufregung sich legte, auf den zarten Körper einen bösen Rückschlag üben?

Konnten wir überhaupt daran denken, unser Ziel zu erreichen und dem mächtigen Grafen Terg-off seinen Raub abzunehmen, den er mit eiserner Faust fest hielt? War es nicht schon eine vermessene Tollkühnheit für uns, sich in die einsame, wilde Steppe hineinzuwagen und sich in die Gewalt des gewissenlosen Grafen zu begeben, selbst wenn

wir nichts Anderes vorhatten, als uns von dem Stande der Dinge zu überzeugen.

Unsere ganze Angelegenheit stand nicht besonders gut.

Die Besitzurkunde, von der wir eine beglaubigte Abschrift bei uns führten, war nicht einmal bei den Gerichten der Kreishauptstadt gehörig respectirt worden. Man sah uns mit argwöhnischen Blicken an und versuchte das Ganze als einen plumpen, ungerechtfertigten Angriff auf das Besizthum des Grafen darzustellen.

Alle Thüren waren uns verschlossen und öffneten sich nur durch den in Rußland überall üblichen „goldenen Schlüssel“ d. h. durch Bestechung; wie denn bekanntlich in Rußland damals noch alle Beamten hauptsächlich von diesen Geldern lebten.

Selbst das größte Recht konnte nur durch Bestechung erkaufte werden. Trotzdem wir aber fürwahr das Geld nicht schonten, wich man uns überall aus und wollte mit der Sache nichts zu schaffen haben. Selbst der Gouverneur, an den wir die wärmsten Empfehlungsbriefe hatten, empfing uns kurz und unfreundlich. Das Ansehen des Grafen war fest begründet, und sein Besitz erschien Jedem zweifellos. Es hütete sich wenigstens Jeder einen Zweifel zu zeigen. Alle die höheren Beamten hatten schon seine überaus verschwenderische Gastfreundschaft genossen.

Alle Jahre im Oktober gab der Graf eine große Jagd in der Steppe auf Wölfe, Hasen, Füchse und Trappen, wozu die hohen Herren der ganzen Gegend eingeladen wur-

den. Dann wurden bis an zwanzig Wagen mit Zelten, mit Küchengeräthschaften, Weinfässern und allerhand Delicatessen vorausgeschickt. Ueber dreihundert Bauern zum Treiben des Wildes und eine geeignete Zahl Jagdhunde folgten den Jägern. Selbst eine Musikbande begleitete den Zug. —

Während aber die Herren ihrem Jagdvergnügen huldigten, machte der Wagenzug an einem ihm angewiesenen Orte Halt. Die Zelte wurden aufgeschlagen, die Weinfässer angezapft und die Küchenfeuer angezündet.

Abends kehrte dann die ermüdete, hungrige Jagdgesellschaft bei den gastlichen Zelten ein. Und nun ging es an ein lustiges Banquettiren beim üppigen Mahl und feinen Wein.

Noch spät in der Nacht klangen in der offenen Steppe die Klänge der Musik, die Gesänge der Becher und das Knallen der Champagnerpfropfen.

In dieser Weise ging das lustige Jagdleben acht Tage und noch länger fort, bis das ganze Gebiet durchschweift war.

Als man uns von diesen Jagden erzählte, verstanden wir, wohin die ungeheuren Einnahmen der Fürstin gekommen waren, aber wir verstanden auch, warum die Beamten um jeden Preis an unseren Ansprüchen zu zweifeln suchten. Es wäre ihnen höchst fatal gewesen, wenn sie jahrelang die Freundschaft eines Betrügers genossen hätten. Im Grunde war ihnen dieses Gefühl ja auch nicht zu verdenken, wenn

sie nur Gerechtigkeit geübt hätten, denn dem Richter muß jedenfalls die Gerechtigkeit über Alles gehen.

Je länger wir aber verweilten, desto mehr sahen wir ein, daß alles Zögern uns Nichts helfen würde, daß wir nur dem Grafen, der jedenfalls von unserer Ankunft wie von unseren Ansprüchen unterrichtet war, dadurch Zeit gäben, seine Vorbereitungen zu treffen.

Wir machten uns darum auf den Weg, um den Grafen in seinem eigenen Schlosse aufzusuchen.

Zu unserer persönlichen Sicherheit hatten wir vorsichtiger Weise eine Art Gerichtsbeamten mitgenommen, der auf dem Wagen fuhr, welcher unser Gepäck beförderte. Doch ich traute weder seinem Spitzbubengesicht, noch den heimlichen Zwiegesprächen, die er stets mit dem Kutscher führte.

Es war eine höchst verlassene, unangenehme Lage, in der wir uns befanden. Hinter uns eine ganz gewiß nicht für uns eingenommene Behörde, bei uns, zu unserer Begleitung und zu unserem Schutze, sehr wahrscheinlich Verräther und Spione, vor uns ein rücksichtsloser, mächtiger Feind, dem wir nach dem Vorhergegangenen alles Mögliche zutrauen durften, — wir selbst jung, unerfahren, fremd mitten in der einsamen, endlosen Steppe, halb verschmachtet unter den sengenden Strahlen einer glühenden Sonne. Wir hatten Nichts, auf das wir mit Festigkeit bauen konnten, als Gottes Hilfe und unser gutes Recht.

Ich habe früher und später mancherlei Gefahren durchzumachen gehabt, und es hat mir fürwahr nicht an Muth

und Gottvertrauen gefehlt, aber ich bin niemals so von bangen Ahnungen und Beängstigungen gequält worden, wie damals.

Unwillkürlich schaute ich aus, ob nicht irgend ein Menschenkind oder sonst ein lebendes Geschöpf zu entdecken sei auf der weiten, unabsehbaren Fläche, allein ich sah Nichts, als die in der Luft kreisenden Geier und schauderte bei dem Gedanken, der mir plötzlich kam, daß sie vielleicht unsere Leichname zerfleischen würden.

Pawl Petrowitsch hatte stets mit großer Verachtung von den Tschabans (den Schafhirten) gesprochen, doch was hätte ich jetzt gegeben, wenn ein friedlicher Tschaban mit seiner Schafheerde am fernen Horizonte aufgetaucht wäre.

Wir waren schon einigen Schafheerden auf unserer bisherigen Reise begegnet. Ja wir hatten sogar die Gastfreundschaft einiger Tschabans bei unserem letzten Nachtlager in Anspruch genommen. Und ich muß gestehen, daß ich selten ein so freundliches Entgegenkommen gefunden habe, wie bei diesen einfachen Leuten. Ihre herzliche Aufnahme konnte uns zum ersten Mal die Dede und Unwirthlichkeit der Steppe vergessen lassen.

Wie überraschend klang uns ihre höfliche Einladung entgegen: „Sdälaitje milost kuschit s'nam!“ (Thut uns die Gnade, mit uns zu speisen.) Sie thaten es nicht anders, wir mußten ihre „Mamaliga“ (Hirsensuppe) und ihren „Brinse“ (Schafskäse) mit ihnen theilen. Wie zartfühlend vermieden sie jede neugierige Frage, obwohl wir noch lange

um das Feuer lagerten, daß sie mit getrocknetem Dünger und Gras und Schilf nährten und gar Manches besprachen. Und wie sicher schliefen wir im Schutze ihrer gewaltigen Hunde.

Es waren ehrliche, gutmüthige Menschen, deren Leib in Schafsfell gehüllt war, deren Seele aber ganz gewiß nicht in einem Wolfsfell stach.

Besondere Helden waren sie vielleicht nicht, wenigstens nicht nach den Begriffen des Pawl Petrowitsch, aber sie hüteten den Reichthum des Landes, der nicht in Pferdeheerden, sondern in Schafheerden bestand. Tschabananland, niemals Tabunenland, hörte ich die Steppe oftmals nennen.

Doch wußten diese Tschabanan mit Hülfe ihrer großen, zottigen Hunde („Ostscharki“) und ihres Schäferstabes („Jrlik“), der halb Hacken, halb Keule bildet, stets siegreiche Kämpfe gegen die Wölfe zu führen und waren vielleicht ebenso wetterharte Gesellen als die Tabuntschiks. Denn ihre Wagen konnten ihnen weder in der Gluthsonne des Sommers noch in den Schneestürmen des Herbstes großen Schutz gewähren.

Jedenfalls wäre mir ein Nachtlager bei den Tschabanan, und wenn noch so viel Wölfe die Heerden umkreisten, im Augenblick sicherer und behaglicher gewesen, als ein Nachtlager im Schlosse des Grafen Terg-off, dem wir uns immer mehr näherten.

Mir lag es im Gefühl, als wenn wir uns in eine Löwenhöhle hineinwagten, wo bekanntlich wohl Spuren

hineinführen, aber nicht zurück. Ehe wir aber in das Schloß kamen, hätte ich gern noch irgend eine Verbindung nach Außen angeknüpft, daß wir nicht völlig spurlos und hilflos verschwänden, und wenn diese Verbindung nur ein treuer, ehrlicher Schäfer war. Wer weiß, von welchem Nutzen derselbe sein konnte.

Doch diesmal zeigte sich kein Tschaban.

Dagegen wurden gegen Abend Schaaren von „Rosschis“ (Mäher) neben der Straße sichtbar. Es war Heuernte in der Steppe.

Die Heuernte bevölkert auf einen Schlag die sonst einsame, schwachbewohnte Ebene. Das üppige Steppengras muß rasch eingeheimst werden, wenn es nicht die im Juni eintretende Dürre ganz verderben soll. Schon zu dieser Zeit ist es so abgebläst und abgedürret, daß es gemähet sofort in Wagen geladen oder auf große Heuhaufen, die bis in den Winter liegen bleiben und „Skirden“ heißen, zusammengeballt wird.

Diese Ernte rasch zu vollführen, reicht aber die in der Steppe einheimische Arbeitskraft nicht aus, und aus den reichbevölkerten Nachbarländern Podolien und Ukraine kommen große Schaaren von Leuten herangezogen, die gegen guten Lohn Hilfe leisten. Man sieht zu solcher Zeit selbst „Schlachtizen“, (kleine Edelleute) aus Polen und „Meschtschachine“ (kleine Bürger) aus Odessa des Verdienstes wegen in die Steppe wandern.

Diese „Rosschis“, wie sie genannt werden, sind zum

großen Theil gutmüthige, fröhliche Menschen, stets zum Singen und Tanzen aufgelegt.

Es liegt ja diese Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit im russischen Volkscharakter. Doch gibt es auch darunter durchtriebenes Diebsgesindel, Leute, die, wenn sie Gelegenheit haben und glauben, unerkannt zu bleiben, ein einsames Gehöfte anzünden und ausplündern, oder einen Reisenden niederwerfen und ausrauben.

Wie manche verruchte That ist in dieser Art schon in der einsamen Steppe geschehen, wie mancher halb verwesete und halb von Geiern zerfleischte Leichnam ist in der Steppe gefunden worden. Niemand hat ihn mehr erkannt, und nirgends ist eine Spur der Mörder entdeckt worden.

„Die „Kossakis“ haben es gethan,“ heißt es. Aber wohin sind die „Kossakis“, und woher waren sie? Sie haben längst ihren Raub heimgebracht und vielleicht schon verzehrt.

Der Leichnam ist beerdigt worden. Es ist Gras darüber gewachsen und der Steppenwind faust durch die Halme und singt sein Todtenlied. Er ist einer der vielen ungenannten Opfer, welche die Steppe jahraus, jahrein verschlingt.

Es war Abend geworden. Die Sonne umsäumte im fernen Westen mit purpurner Gluth die dicken, schwarzen Wolkenballen eines Gewitters, das über dem schwarzen Meere stand. Auf der Steppe selbst gibt es um diese Zeit kein Wetter, wenigstens keinen Regen. Es donnert und blizt wohl, aber die Wolken eilen regenlos nach dem wäl-

derreichen Mittelrußland oder nach der See, wo sie ihren Reichthum in Massen ausschütten.

Vergebens gießt der Ansiedler seinen letzten Vorrath von Wasser auf die Felder, um dadurch das Wasser des Himmels anzuziehen. Die Wolken haben kein Erbarmen. Kein Regentropfen fällt auf das vor Durst lechzende Erdreich.

Aber wenn auch kein Regen fiel, das ferne Wetter auf der See hatte eine kühlere Luft angefaßt, die Menschen und Thiere erquickte.

Der Blick war frischer und freier. Das gepreßte Herz schlug muthiger und hoffnungsvoller.

Zur Rechten der Straße, die wir zogen, tauchten am Horizont eine Anzahl Skirten auf. Wir hielten es anfangs für ein Dorf, bis wir beim Näherreiten unseren Irrthum erkannten. Zugleich wurde links ein Haufen Pferde sichtbar. Es war vermuthlich ein „Tabun,“ von dem Pawl Petrowitsch mir so manche Schilderung gegeben hatte. Ich machte den jungen Fürsten darauf aufmerksam und erzählte von meinen Jugenderinnerungen. Wir waren beide so in unser Gespräch vertieft und auch unser Bedienter, den wir aus Deutschland mitgenommen hatten, hatte so aufmerksam zugehört, daß wir das Benehmen unserer russischen Begleiter gänzlich übersahen.

Der Kutscher hatte, wie sich hernach herausstellte, absichtlich den Wagen an den Rand des Straßengrabens gebracht und dadurch den Wagen umgestürzt. Eine Step-

penstraße, die gewöhnlich an sechs und dreißig Klafter breit ist, bietet dem Fuhrmann so leicht keinen Anlaß, in den Graben zu fallen. Allein unser Kutscher hatte es fertig gebracht.

Die beiden Russen erhoben ein solches Jammergeschrei, daß wir augenblicklich herbeieilten und unser Bedienter von seinem Pferde herabsprang, um Hilfe zu leisten. Wir waren noch völlig mit unserem Unfall beschäftigt, als wir merkten, daß auch ein Haufe „Kossakis“ von den nahen „Skirden“ her sich um uns versammelt hatte. Wir beachtetten dieselben kaum, hatten wenigstens keinen Verdacht gegen sie. Denn was war natürlicher, als daß dieselben auf das Geschrei unserer Russen hin ihre Heuhaufen verließen und einmal sahen, was denn Schreckliches passirt sei.

Doch auf einmal knallten Schüsse in unserer nächsten Nähe und Kugeln pfiffen um unsere Ohren. Jetzt erkannten wir, daß sowohl das Umfallen des Wagens, als auch das Herbeieilen der „Kossakis“ nicht von Ohngefähr gekommen, sondern uns ein Hinterhalt bereitet war.

„Wir sind verrathen,“ schrieen wir, der junge Fürst und ich, fast zugleich und griffen nach unseren Waffen.

Wir fühlten, daß wir um Freiheit und Leben kämpften.

„Zurück ihr Sklaven!“ donnerte der junge Fürst und warf sich mitten in den dichtesten Haufen der Angreifer. Sein Auge funkelte und seine hohe Gestalt erhob sich noch höher im Sattel, während seine haarscharfe Klinge wie ein

züngelnder Blitz unter die Räuber fuhr. Trotz der Gefährlichkeit unserer Lage mußte ich einen Augenblick bewundernd nach ihm hinblicken und zugleich denken, wenn dieser junge Mann auch keine Besitzurkunde in der Tasche hätte, müßte ihn Jeder, der ihn so sähe, als den geborenen Herrn und Fürsten dieser Gegend ansehen.

Doch auch ich zögerte nicht länger, mich in den Kampf zu werfen. Mein Blut kochte vor Zorn und Erbitterung über den verrätherischen Angriff. Ich spürte, daß ich kein zu verachtender Gegner sei, denn Alle flüchteten vor meiner Klinge.

Da erscholl ein lautes Triumphgeheul. Ich blickte auf und sah den jungen Fürsten blutend am Boden liegen.

„Hilfe! Hilfe!“ schrie ich, ohne daran zu denken, daß wir in einsamer Steppe uns befanden und stürzte wie ein Rasender unter die Räuber, um entweder meinen Schützling zu befreien oder mit ihm zu sterben.

Meinen Hilferuf hatte mir die Noth des Augenblicks erpreßt, ohne daß ich Hilfe erwartete und doch kam Hilfe.

Ich hörte plötzlich ein Brausen und Donnern, Wiehern und Stampfen um mich her, daß mir es ganz unheimlich zu Muthe wurde. Ich dachte ich hätte einen Schlag auf den Kopf erhalten, der dieses Säusen in den Ohren hervorbrächte. Aber da sah ich Pferde ohne Sattel und Zaum in wildem Gallopp daher sprengen. Fast zugleich erschienen zwei lange sehnige Gesellen, ein junger und ein alter, hoch zu Roß, die den schon halb auseinander gesprengten

„Kossekis“ mit ihren schrecklichen Peitschen, „Haraboif“ genannt, um die Ohren schlugen, daß dieselben heulend auseinanderliefen.

Jetzt merkte ich, woran ich war. Der vorhin erblickte Tabun war näher herangekommen, und die beiden Tabuntschiks waren mir auf meinen Ruf zu Hilfe geeilt.

Ich sprang eiligst vom Pferde und stellte mich vor den noch immer ohnmächtig daliegenden Fürsten, einestheils, um ihn vor den heranschraubenden Pferden zu schützen, dann um meine Helfer auf ihn aufmerksam zu machen.

Aber jetzt trat ein Mann vor, den ich bisher noch nicht gesehen hatte. Er war fast elegant gekleidet und gehörte augenscheinlich den besseren Ständen an. Er schien noch sehr jung zu sein. Sein Gesicht war hübsch, doch wurde es durch einen höhnischen, falschen Ausdruck entstellt.

Die Tabuntschiks kannten ihn jedenfalls, denn sie stutzten, als sie ihn erblickten und bemühten sich seine Worte zu verstehen.

Der junge Mann näherte sich dem Älteren der Tabuntschik. Doch ehe er sprach, warf er mir noch einen Blick voll Hohn und tödtlichen Hasses zu. Dann redete er lange und eindringlich auf ihn ein.

Ich hätte gerne gehört, was er sagte, denn ich begriff, daß durch dieses Gespräch unser Schicksal entschieden wurde. Jeder Nerv an mir bebte vor Aufregung. Ich faßte das eine Pistol, das mir geblieben war, fester in die Hand

und den Säbel in die andere und beschloß, unser Leben so theuer wie möglich zu verkaufen.

Meine Gedanken gingen dann plötzlich in meine Heimath an die Lahn zu meinen Lieben und an den Neckar zu der Mutter des Fürsten. Ich überlegte, so sonderbar es ist, was sie jetzt thäten und dächten, und ob sie eine Ahnung hätten von der furchtbaren Gefahr, in der wir schwebten, und von dem Tode, der vielleicht bald für uns eintreten würde.

Da sprach der Bediente neben mir. Er hatte sich fast gar nicht an dem Kampfe betheiligen können. Denn es war Alles so rasch gefolgt, daß kaum ein oder zwei Minuten darüber hingegangen waren.

Jetzt hatte er sich herbei gemacht, um mir zu helfen, den Fürsten zu schützen. Denn auch er ahnte die Größe der Gefahr, in der wir uns befanden.

„Es ist dieses derselbe junge Russe,“ sagte er, auf den jungen Herrn deutend, der mit dem Tabuntschiff sprach, „der bei der Fürstin war, ehe sie ihre Villa in Heidelberg verkaufte und nach Baden-Baden ging.“

Ich fühlte, wie ich erbleichte. Jetzt wurde mir Alles klar. Der Ueberfall war kein bloßer räuberischer Ueberfall der Kosaken. Dieselben hätten auch nicht solange unseren heftigen Angriff ausgehalten. Es war ein Mordplan des Grafen. Und der junge Mann dort überredete jetzt den Tabuntschiff, ihm zu helfen, seine verbrecherische That zu Ende zu bringen. Und was blieb diesen armen Pferde-

hirten zuletzt zu thun übrig? Sie mußten Helfershelfer werden. Sie waren eigene Leute des Grafen und ganz in seine Hand gegeben.

Ich war auf das Schlimmste gefaßt. Ich betete heiß und lang zu meinem Gott und empfahl meine arme Seele meinem Heiland und Herrn.

In diesem Augenblick hörte ich den alten Tabuntschik, dessen Gesicht mit einem greisen Bart umrahmt war, in deutscher Sprache rufen:

„Iwan, mein Junge, komm, wir reiten weiter. Die Geschichte hier ist wieder ein Schelmenstück unseres Pan, (Herrn und Gebieters) und wir sollen sie gar noch ausführen helfen. Aber ich danke dafür. Wir sind keine Henkersknechte nicht. Er mag allein zusehen, wie er fertig wird.“

Als ich die deutschen Worte hörte, war mir es fast, wie Engelsruf, aber zugleich durchdrang mich blitzartig der Gedanke: „Iwan? — und sie sprechen deutsch? Es kann gar nicht anders sein, es sind deine alten Jugendfreunde.“

Die Freudenthränen standen mir in den Augen.

„Pawl Petrowitsch! Iwan! rief ich, so laut ich konnte. „Kennet Ihr denn Pfarrers Emil nicht mehr aus — ich nannte mein Heimathdörfchen an der Lahn. Und wollt ihr mich in meiner Noth im Stiche lassen?“

„Pfarrers Emil“ rief mit einem wahren Entzücken Iwan. Er stürmte herbei und blickte mir lange in die

Augen. Dann küßte und umarmte er mich und rief. „Ja er ist's, ja er ist's. Vater, Vater komm herbei!“

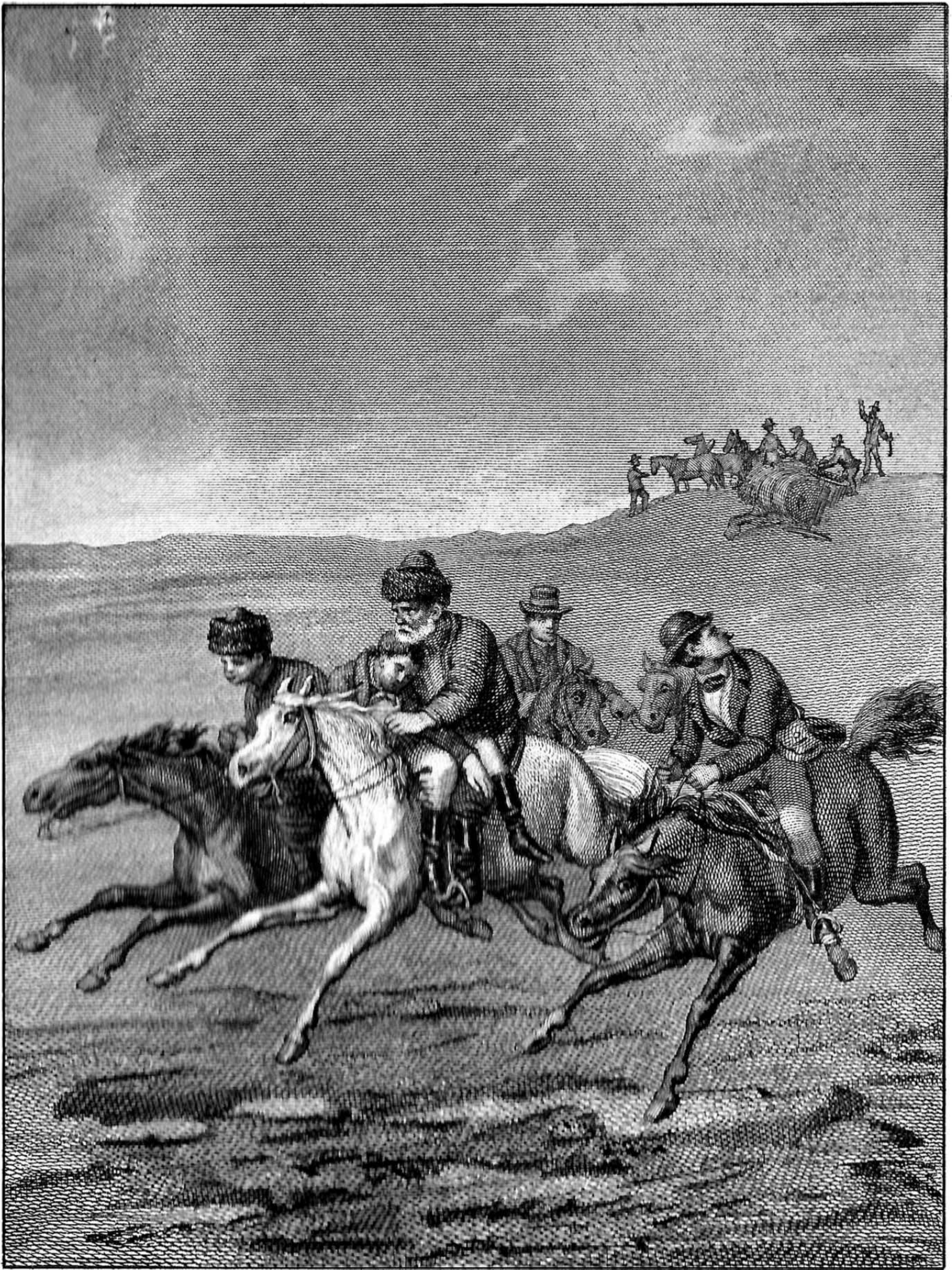
Doch der alte Pawl Petrowitsch hatte schon manche bittere Erfahrung hinter sich. Er war verzagter und bedächtiger. „Pfarrers Emil?“ sagte er. „Ja dann müssen wir wohl helfen, aber dann rasch, ehe der „Matwei“ (er meinte damit den jungen eleganten Herrn) neues Unheil brütet.“

„Wer ist das?“ fragte Pawl Petrowitsch auf den jungen Fürsten deutend. „Euer eigentlicher Herr Gebieter, der junge Fürst Kam-skoi. Ich werde Euch Alles erklären.“

Pawl Petrowitsch nahm den verwundeten und noch immer bewußtlosen Fürsten mit seinen riesigen Armen auf, etwa wie eine Mutter ihr Wickelkind aufnimmt. Dann rief er: „Vorwärts!“

Iwan hatte uns unsere Pferde besorgt. Und nun ging es vorwärts fast mit der Geschwindigkeit, wie der Wind über die Steppe fährt. Um uns herum der schraubende Tabun.

Ich hatte einen Augenblick rückwärts gesehen. Da stand noch immer der Herr Matwei und stampfte vor Wuth auf den Boden, daß ihm seine Beute entgangen war und drohete uns mit geballter Faust.



V.

In der Semlanke.

Der verwundete Fürst, ich und unser Diener waren von unsern Rettern in einer kleinrussischen Erdhöhlenwohnung oder einer sogenannten „Semlanke“ untergebracht worden.

Ich erinnerte mich beim Eintreten in dieses sonderbare Gebäude, daß Pawl Petrowitsch mir einmal vorübergehend von ihren Wohnungen unter der Erde gesprochen hatte, doch eine richtige Vorstellung dieser der Steppe eigenthümlichen Bauwerke hatte ich nicht mitgebracht.

Die „Semlanken“ scheinen übrigens schon so lange gebaut worden zu sein, als es menschliche Bewohner der Steppe gibt, denn der griechische Geschichtsschreiber Herodot, der um 450 vor Christi Geburt lebte, erzählt schon, daß die Leute in den südlichen Steppen der Scythen (die heutigen Kleinrussen) in Erdhöhlen wohnen und nennt sie deshalb „Kekryphes“ (Verborgene) oder „Chamöfoiten“ (in der Erde Wohnende). Dabei herrscht jedenfalls noch dieselbe Bauart und dasselbe Baumaterial, wie es der alte Herodot schon geschaut hat. Bei den Nomadenvölkern der Steppe gibt es keine Veränderung in Sitte und Brauch. Wie es vor Jahrtausenden war, ist es noch. Man macht nämlich in den fast immer trockenen Steppenboden ein Loch, etwa

zwei oder drei Ellen tief und so lang und so breit, wie das Haus werden soll.

In diesem Loche werden drei gleich hohe Balken errichtet, Einer in der Mitte desselben und die beiden andern an den beiden Enden seiner größten Länge. Ueber diese Balken wird ein horizontaler Balken gelegt, und das Ganze bildet den Dachstuhl.

Ueber den horizontalen Balken legt man nun gen Norden hin, von wo die Hauptstürme wüthen, Dornsträucher und Schilf und bewirft diese Ueberlage mit Erde und Rasen. Es bedeckt sich dann nach und nach das ganze Dach mit hohem Unkraut und Gras, und Jedem, der von Norden kommt, erscheint ein solches Haus nicht anders, als eine gewisse Unebenheit im Boden.

Im Süden ragt das Haus etwa zwei Ellen aus dem Boden hervor. Die Wand ist aus Lehm zusammengeflocht, und in den Lehm sind ein Paar kleine Glasstücke als Fenster Scheiben eingesetzt, die kaum über dem Boden hervorgucken.

Von hier aus betrachtet, sieht das Haus etwa wie ein Wohnungskeim aus, der eben aus dem Boden herausbricht. Um aber auch diese mehr ausgesetzte Seite gegen die eindringende Kälte und Hitze zu wahren, führt ein mit einem kleinen Dach bedeckter und oben und unten mit Thüren versehener Treppengang in die Tiefe hinab.

Man kann sich darnach denken, daß die Leute in ihren Semlanken so sicher sitzen wie die Maulwürfe und alles

Steppenunwetter über sie wegstürmen kann, ohne daß sie das Geringste spüren.

In solcher ziemlich einsam liegenden „Semlanke“ wohnten wir ungefähr vierzehn Tage.

Pawl Petrowitsch hatte uns noch an demselben Abend, da wir den mörderischen Ueberfall erlitten hatten, dorthin gebracht. Seine fast mit ihm gleichalterige Schwester wohnte dort mit ihrem Schwiegersohne und ihrer verheiratheten Tochter und deren Kinder.

Obwohl die Semlanke kaum Raum für so viele Gäste bot, waren wir mit der größten Gastlichkeit und Freundlichkeit aufgenommen worden und wurden ebenso, so lange unser Aufenthalt währte, behandelt.

Es war überhaupt dort unten in der Erdhöhle besser und schöner, als man es sich sicherlich vorstellt.

Wir hatten ein ziemlich wohnliches, reinliches Zimmer. (die Kleinrussen sind nämlich viel reinlicher als die Großrussen und Polen), sehr bequeme Betten und vor allen Dingen trotz aller Hitze oben eine kühle reine Luft, die noch obendrein stets mit frischem Pflanzenduft erfüllt war. Jeden Tag wurde der Boden mit frischem Gras bestreut und die Wände mit gewürzigen Kräutern geschmückt.

Schon an einen gewissen Luxus schweifte eine weitere Verzierung des Zimmers, daß nämlich die Bänke mit bunten, hübschen Decken belegt waren und daß in jeder russischen Stube befindliche Heiligenbild mit seinem brennenden Lämpchen mit Gardinen geschmückt war.

Auch die Kost war so übel nicht. Der Hirsenbrei, die eigentliche Nahrung der Kleinrussen, kam freilich zu oft nach unserem Geschmack. Dagegen ließen wir uns den „Borscht“ eine Suppe, in der Schafffleisch, rothe Rüben, Kummel, Portulak, Thymian, Pastinaken, Lauch und sonstige Kräuter gekocht wurden, und die man durch russisches Bier, „Cava“ genannt, und sauren Rahm etwas ansäuerte, recht wohl schmecken.

Das Beste war freilich die Milch und der köstliche Rahm der Steppenkühe und die Eierkuchen, welche die Schwester des Pawl Petrowitsch, die alte „Mascha“ (Marie), uns backte.

Der Schwiegersohn der alten Mascha, Martin Afanasienko, wie er hieß, war ein ziemlich wohlstehender Mann, der viele Heerden besaß.

Man sah es an den zahlreichen „Skirden“ und höhlenartigen Stallungen, die, ähnlich wie das Wohnhaus gebaut, um dasselbe herumlagen, aber nur in den Wintermonaten benutzt wurden.

Die ersten Tage, die wir in der Semlanke zubrachten, waren der sorgfältigsten Pflege des verwundeten Fürsten gewidmet. Wir fürchteten für sein Leben, weil er so lange bewußtlos blieb. Doch stellte sich nachgehends heraus, daß außer einer starken Fleischschramme weder eine innere noch eine äußere Verletzung vorlag. Seine Betäubung rührte von einem Schläge her, den er über den Kopf erhalten hatte. Zu seiner völligen Herstellung bedurfte er eigentlich

Nichts als Kühle und Ruhe, was Beides ihm in der „Semlanke“ besser als sonstwo geboten wurde.

Während der Krankheit des Fürsten konnte ich recht merken, was eine fromme, edle Mutter für Tugenden in das Herz ihres Kindes zu pflanzen vermag. Ich habe niemals wieder bei einem jungen Menschen in seinem Alter und bei seiner feurigen Natur und in der mißlichen Lage, in der wir waren, solche Geduld, Sanftmuth, Ergebung und so viel kindliches Vertrauen gefunden.

Ich schämte mich ordentlich bei jeder Unterredung mit ihm und merkte, wie viel Kindlichkeit mir bei meiner sonstigen Weltbildung und Weltgewandtheit verloren gegangen war.

Er konnte es gar nicht glauben, daß sein Verwandter, der Graf, bei jenem Verbrechen, das man bei uns beabsichtigte, betheiligt gewesen sei und gab durchaus den Plan nicht auf, ihn in seinem Schlosse aufzusuchen.

Ich widersprach zuletzt nicht mehr. Ich wollte ihm, um ihn nicht aufzuregen während seiner Krankheit, nicht sagen, daß ich es für sehr wahrscheinlich hielt, daß der Graf uns aufsuchen würde, ehe wir ihn aufsuchten.

Ich betrachtete unsere Lage für recht gefährlich.

Nach dem Berichte unserer Freunde ließ der Graf nach uns in der ganzen Steppe streifen. Er wußte, daß wir sein Gebiet noch nicht verlassen hatten. Die Gefahr lag also nahe genug, daß er uns fand, und wenn er uns fand, waren wir verloren.

Denn wie sollten wir uns in dieser Erdhöhle gegen eine hereinbrechende Uebermacht vertheidigen?

Auf die Unterstützung unseres Hauswirthes, des Martin Afanassenko, konnten wir nicht rechnen, das merkte ich schon. Eher durften wir uns auf einen Verrath desselben gefaßt halten.

Er wurde jedes Mal leichenblaß und zitterte am ganzen Leibe, wenn er einen Reiter vorüberjagen hörte oder fremde Stimmen an sein Ohr schlugen. Auch hatte ich das Ehepaar eines Tages angetroffen, da der Mann entweder seinen Aerger über unsere Anwesenheit kund gethan oder gar verrätherische Absichten geäußert hatte. Denn ich begriff, daß die Frau ihm über Etwas der Art die Leviten las. Daß aber die eindringlichen Worte seiner Frau viel bei dem stumpfsinnigen Burschen genügt hätten, wagte ich kaum zu glauben. Ich sah, wie er mir geflissentlich auswich und, wenn er mit mir sprechen mußte, wie Troß und Verlegenheit bei ihm kämpften.

Nach meinem schließlichen Urtheil hing der Verrath unseres Hauswirthes ganz davon ab, welche Furcht bei ihm überwog, ob die Furcht vor seiner Schwiegermutter und Frau oder die Furcht vor seinem „Pan“ (Herrn). Wir waren also so lange sicher, so lange das Hausregiment in festen Händen war. Konnte aber der Mensch nicht jeden Tag revolutionär werden? Hatte er nicht schon einmal einen Anlauf dazu gemacht?

Pawl Petrowitsch und Iwan wären wohl für uns eingetreten; ihnen verdankten wir ja unsere Rettung und

unseren jetzigen Zufluchtsort, aber waren sie zur Stunde der Gefahr zur Hand wie damals? Mußten sie nicht vielleicht selbst flüchtig werden? Wenigstens hatte Iwan die Nothwendigkeit der Flucht bei ihrem letzten Besuch entschieden hervorgehoben, weil der Graf auch nach ihnen fahnde und sie kaum seinen Verfolgungen noch ausweichen könnten.

Die Besuche der Beiden waren überhaupt kurz und selten, und stets zur Nachtzeit gewesen, um unsertwillen, um den Spionen des Grafen nicht unser Versteck zu verrathen.

Wir saßen dann wieder zusammen wie vor langen Jahren bei singendem „Samovar“ (Theemaschine, die in keiner russischen Haushaltung fehlt), und doch, was war ein Unterschied zwischen damals und jetzt.

Pawl Petrowitsch hatte sich noch am wenigsten verändert. Sein Gesicht erschien zwar durch Wetter und Brantwein, den er wieder mehr trank als je, gerötheter, auch machte sein weißes Haar und sein weißer Bart, der die Röthe seines Gesichtes vielleicht noch stärker hervortreten ließ, ihn für den ersten Augenblick unkenntlicher, doch waren es noch dieselben gutmüthigen Züge und dieselbe kräftige Gestalt, wie sie in meiner Erinnerung standen.

Auf meine neugierige Frage, wie er so plötzlich uns verlassen habe und nach seiner Steppe zurückgekehrt sei, ob er damals Nachricht erhalten hätte, daß sein Widersacher, der Graf, gestorben wäre, antwortete er: „Nein, der Graf

lebt noch. Es ist der Graf Terg-off, der euch den Hinterhalt gelegt hat. Er ist jetzt wieder mein Herr."

Ich fühlte, wie ich erbleichte. Von diesem rücksichtslosen Mörder war das Schlimmste zu gewärtigen. Ich schauderte, wenn ich daran dachte, daß ich mit diesem Ungeheuer, das der Schrecken meiner jugendlichen Träume gewesen war, nun selbst den Kampf zu kämpfen hatte.

Während ich solchen Gedanken nachhing, erzählte Pawl Petrowitsch weiter: „Wie durch ein Wunder war er gerettet worden."

Eine Reisefaravane, die desselbigen Weges zog, hatte an der Stätte, wo der Graf zuletzt ohnmächtig zusammengefunken war, Halt gemacht und ihn aufgefunden.

Als der Graf wieder zum Bewußtsein und Leben zurückgekehrt war, schwur er mit den fürchterlichsten Eiden, die blutigste Rache an mir zu nehmen.

Ich kann dir sagen, „Väterchen," fuhr Pawl Petrowitsch, der, nach Rußland zurückgekehrt, auch die russischen Anreden und Redeweisen wieder gebrauchte, in seiner Erzählung fort: Wenn der Graf wüßte, daß ich noch am Leben und in seinem Gebiet wäre, er ließe mich heßen, wie ein wildes Thier, und wenn er mich fänge, wäre ihm die grausamste Todesart kaum grausam genug. Er ließe mich vielleicht, wie einer seiner Vorfahren es an einem ungehorsamen Diener gethan haben soll, auf ein wildes Steppenpferd schmieden und dann das scheue, flüchtige Thier in Sturm und Steppe hinausjagen, damit das durch die unge-

wohnte Last wüthende Stoß sich todt raste und der übermenschlich gefolterte Mann eine hülflose Beute der Wölfe und Geier werde.“

„Warum aber, Pawl Petrowitsch, waren Sie so unflug, sich wieder in die Gewalt dieses blutgierigen Menschen zu begeben,“ fragte ich.

„Mein Herz war zerrissen und zuckte vor Heimweh,“ erwiderte er, „und als Du krank lagst, mein Kindchen, kam ein Brief hier von meinem Schwesterchen, worin Reise-geld lag, und worin ich aufgefordert wurde, heimzukommen. „Du kannst kommen,“ hieß es „Jedermann hält Dich für todt. Auch er glaubt, daß Du todt seiest, und wird Dich nicht wiedererkennen.“

Solchem Ruf zur Heimath konnte ich nicht widerstehen. Und so habe ich meinen Jwan genommen und bin hierher gereist, und als der Graf sich nach einem erfahrenen Tabuntschik umsah, habe ich mich gemeldet und darf nun wieder auf meinen alten Weidegründen reiten. Doch heiße ich nicht mehr Pawl Petrowitsch, sondern „Michalewitsch.“

Die Augen des alten Mannes leuchteten. Er hatte sein Lebensziel erreicht und war nach seiner Art glücklich. Freilich hing an einem dünnen Faden die ständige Todesgefahr über ihm, aber er durfte wieder über die Steppe streichen und mit Sturm und Wölfen streiten und dieselbe Keule und Peitsche schwingen, die schon vor Jahrtausenden seine Vorfahren gebraucht hatten. Nur Einen Schmerz hatte der alte Mann, den er mir trauernd klagte. Sein

Sohn Iwan wurde trotz aller Gewandtheit kein rechter Tabuntschik. Er hatte keine Lust und keine Neigung zu diesem Geschäft.

„Er hat keinen Tropfen Steppenblut in sich,“ sagte grollend der Alte, und neigt zu den Gewohnheiten seiner Mutter. Drüben in den deutschen Dörfern, die sie mitten in der Steppe angelegt haben, und wo er längere Zeit als Knecht arbeitete, hat er sein Herz gelassen. Wenn ich todt bin, ich weiß es, zieht er dorthin und bauet Korn und Waizen statt mit dem Steppenwind um die Wette zu reiten.

Iwan war ein prächtiger Mensch geworden, groß, schlank, von einer außerordentlichen Biegsamkeit und Stärke des Körpers mit einem blassen, hübschen Gesicht, das von dunkelschwarzen Haaren umrahmt war, aus dem aber ein Paar ehrliche, deutsche, blaue Augen leuchteten. In seinem Benehmen zeigte er sich artig, bescheiden, zuvorkommend und herzlich, und seine Sprache verrieth eine gewisse Bildung und Kenntnisse.

Später lernte ich auch seine Nüchternheit, seinen Fleiß, seine Tüchtigkeit in der Landwirthschaft und die Zuverlässigkeit und Ehrbarkeit, um nicht zu sagen den Edelmuth, seines Charakters kennen und bewundern.

Man hätte denken sollen, der vagabundirende Bettelknabe von der Lahn würde in dieser Wildniß völlig verwildern, wie ja Alles wild wird, wenn es in die Steppe läuft, selbst der zahmste Hund, der jahrelang Haus und Hof bewacht hatte, selbst das treue Roß, das in der Gemeinschaft mit seinen

wilden Steppenbrüdern seinen Herrn und Reiter vergift, aber Jwan hatte, wie sein Vater sagte, kein Steppenblut in sich. Gerade der Gegensatz wurde wirksam bei ihm, und das wilde Wesen, in das ihn sein Vater hineinführen wollte, weckte die schlummernden Reste seiner früheren Erziehung und trieb ihn zum engeren Anschluß an die deutschen Colonien in der Steppe.

Jwan gestand mir, seinem alten Jugendfreunde, eines Abends, da er uns wieder besucht hatte, mit hochgerötheten Wangen, daß er mit der Tochter des Schulzen in dem deutschen Dorfe verlobt sei, und daß er sich schon längst dort häuslich niedergelassen hätte, wenn er seinen Vater allein lassen könne, aber derselbe werde immer älter, und seine Leidenschaft zum Branntwein nehme immer mehr zu, daß er für ihn fürchten müsse.

Was dabei Jwan von den deutschen Dörfern erwähnte, erregte meinen Wunsch, einmal eines derselben zu sehen.

Meine Neugierde sollte schneller ihre Befriedigung finden, als ich dachte.

Denn an einem der nächsten Tage erschien plötzlich Jwan. Er sah bleich und aufgeregte aus und erzählte: „Es sei schon öfters in den letzten Tagen nach ihnen geschossen worden. In der vergangenen Nacht aber wären sie mit knapper Noth der Gefangenschaft entgangen. Die Rachgier des Grafen scheine unbegrenzt zu sein. Seinen Vater hätte er nach dem deutschen Dorfe geflüchtet. Das

sei nun aber gerade das Schlimme, daß derselbe nicht dort bleiben, sondern zu seinem Tabun zurückkehren wolle.

„Alle Ueberredungskünste und die lebhaftesten Vorstellungen der Gefahren scheitern an seiner Hartnäckigkeit, sagte er.

Nun, meinte Jwan weiter, der einzige Mensch, der einen besonderen Einfluß auf seinen Vater ausübe, und auf dessen Wunsch er sicherlich eingehe, das sei ich. Darum wolle er mich gebeten haben, ich solle mit ihm nach dem deutschen Dorfe reiten, um seinen Vater dort zu halten, denn er dürfe nicht zulassen, daß sein Vater von dem schändlichen Grafen todtgeprügelt werde wie ein Hund, was sicherlich geschähe, wenn er sich wieder in die Gewalt desselben begeben.

Mein erster Gedanke war: „Es ist unmöglich. Ich darf den jungen Fürsten nicht verlassen, zumal die Verfolgungswuth des Grafen nicht aufgehört hat. Doch bei weiterer Ueberlegung mußte ich mir sagen, daß diese Leute, die schon so viel für uns gethan und sich sogar in diese schlimme Lage ganz allein um unseretwillen gebracht hatten, einen Dienst, und wenn er mit Lebensgefahr verbunden war, von uns verlangen durften.

Da mir nun der Fürst, der sich bereits so wohl fühlte, daß er die Reise zur Noth hätte selbst mitmachen können, selbst zuredete, und da Jwan erklärte, Niemand vermuthe uns bei seinem Onkel Martin Afanassenko, da derselbe in besonderer Gnade bei dem Grafen stünde, und der Fürst

sei dort sicher, wie in Abrahams Schoos, gab ich meine Einwilligung zur Reise.

Als wir Abschied nahmen, wurden wir noch von der alten „Mascha“ mit einem Haufen von Segenswünschen beglückt: „Gebe Gott Euch gute Gesundheit! Gebe Gott Euch Ehre! Gebe Gott Eurem Leibe und Eurer Seele Glück und Heil!“

An frommen Redensarten fehlt's in Rußland nicht, wobei sich gewiß aber zuletzt Niemand mehr Etwas denkt. Zum Beispiel ist das Wort: Slawa bogu! (Ruhm sei Gott!) so gebräuchlich, daß Niemand eine Antwort gibt ohne sein ewiges gedankenloses: »Slawa bogu!«

Ich empfahl noch der Mascha den Fürsten so warm ich konnte, und fort sprengten wir in die offene Steppe, dem „deutschen Dorfe“ zu.

Es ist ein eigenthümlich ergreifendes Gefühl, wenn man sich längere Zeit in der Fremde umhergetrieben hat und findet nun plötzlich in der Wüste ein Stück der geliebten Heimath. Heimathflänge, Heimathlieder klingen Einem entgegen und machen uns das Auge feucht. Man sieht die alten heimischen Trachten, die vaterländischen Einrichtungen, die guten, ehrlichen deutschen Gesichter und möchte sie Alle an das Herz drücken, Einen nach dem Andern, die lieben Landsleute.

Es war Abend geworden, bis wir an das Dorf kamen, und wie in jedem deutschen Dorfe Sommerabends die Burschen und Mädchen singen, so klangen uns auch hier

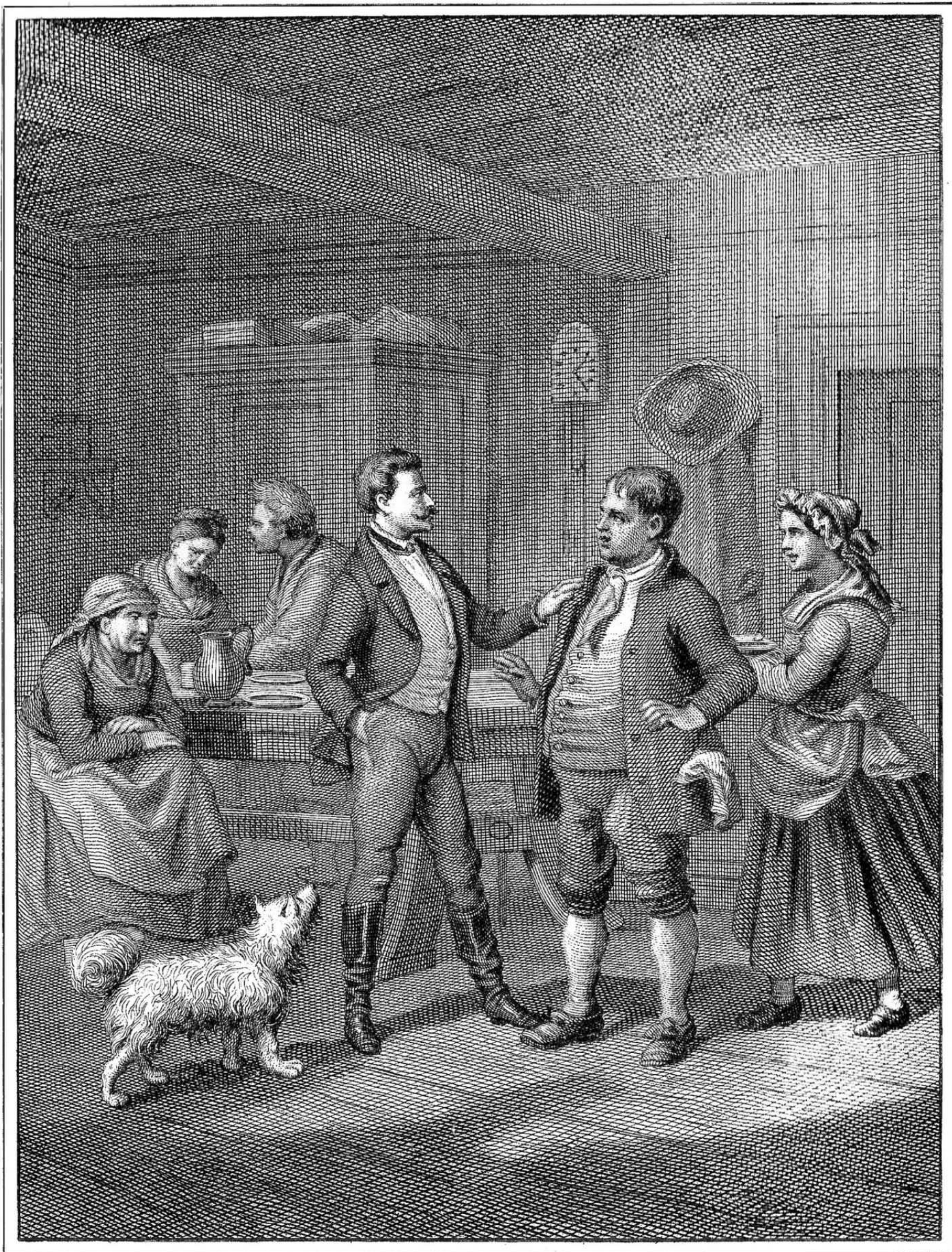
schon die Lieder entgegen. Ich unterschied deutlich die Melodien: „Freut Euch des Lebens“ und „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.“

Echte, unverfälschte schwäbische Mundart war es, wie man sie im Herz des Schwabenlandes nicht besser haben kann, die hier in die Steppe hinaustönte. Denn es waren hauptsächlich Würtemberger gewesen, die der Einladung Rußlands im Anfang unseres Jahrhunderts gefolgt waren und sich in der Steppe am schwarzen Meere angesiedelt hatten.

Ich war schnell wie zu Hause in der Familie des Schulzen, in die mich Zwan einführte, und wo ich auf das Herzlichste aufgenommen wurde. Es waren lauter anheimelnde Gestalten und gute, brave Leute, die ich dort traf, von dem munteren neckischen „Bäbele“ an, das sich Zwan zur Frau ausgesucht hatte, bis zu der alten Großmutter hinauf, die noch aus der schwäbischen Heimath stammte und starr und streng darauf sah, daß an deutscher Sitte und Art festgehalten wurde.

Die corpulente und doch rasche Schulzin war bemühet, ihren Gästen zu Ehren „Holderbüchle“, ein recht schwäbisches Gericht, zu backen, während ich mich in ein eingehendes Gespräch mit dem für seine Verhältnisse sehr unterrichteten und einsichtigen „Schulzen“ einließ.

Er tadelte uns sehr, daß wir so leichtsinnig in die Steppe hinausgeritten seien, ohne unsere Sache zuerst vor den Gerichten klar gemacht und den Grafen durch gerichtliche Execution gezwungen zu haben, seine Stelle aufzugeben.



Ich erzählte, um uns zu entschuldigen, von den Schwierigkeiten, die wir bei den Gerichten und Behörden gefunden hätten, und sagte weiter, daß wir auch dem Grafen als dem Freund des verstorbenen Fürsten eine gewisse Schonung und Rücksichtnahme schuldig gewesen wären, und daß wir nicht einmal gewußt hätten, ob der verschwenderische Graf uns so viel übrig gelassen hätte, daß, es in Besitz zu nehmen, sich lohnen würde, wir hätten uns jedenfalls einmal von dem Stande der Dinge persönlich überzeugen müssen.

Der Schulze wurde ärgerlich und erwiderte, gutmüthig polternd, in der breiten schwäbischen Mundart: „Schonung? was Schonung? Warum wollet Ihr den schonen, der keine Schonung kannte, der Euch betrog und bestahl, und der sich kein Gewissen daraus machte, Euer Leben zu nehmen, um seinen Raub zu sichern? Dieses ewige Rücksichtnehmen ist eine unserer größten deutschen Untugenden. Man lernt das erst im Auslande. Wir sind dadurch den andern Völkern gegenüber im entschiedensten Nachtheile, und obwohl dieses Rücksichtnehmen für den ersten Augenblick als etwas Gutes erscheint, so ist es doch nur meistens reine Schwäche im Charakter, wodurch nur sehr wenig Böses verhütet, aber dagegen sehr viel Gutes versäumt wird.

Und wenn Ihr meintet, Ihr fändet Nichts bei dem Grafen, seid Ihr sehr im Irrthum gewesen. Denn er ist wohl prachtliebend, aber eher geizig als verschwenderisch und hat ungeheure Ankäufe gemacht. Man schätzt ihn auf „siebzigtausend Seelen.“

„Was bedeutet das?“ fragte ich. „Das ist hier in Rußland,“ sagte er, so die übliche Art den Reichthum eines Mannes zu bestimmen, indem man seine „Seelen,“ das sind seine Leibeigene, aufzählt. Von den Abgaben der Leibeigenen lebt ja der Gutsherr. Es kommt also mehr darauf an, wieviele für ihn arbeiten, als wieviel Land er besitzt, und da nun jeder Besitz wieder seine Leibeigenen hat, sagt man der Kürze wegen: „Er besitzt so und so viel Seelen.“

Doch ist eine Schranke für diesen Besitz gesetzt. Ueber hunderttausend Seelen darf kein Herr in Rußland besitzen, außer dem Kaiser. Es soll eine Gräfin geben, die neun und neunzig tausend neun hundert neun und neunzig Seelen besitzt, aber den hunderttausendsten darf sie nicht besitzen.

„Siebzigtausend Seelen,“ fuhr der Schulze fort, sind darnach selbst im Vergleich mit den übrigen reichen russischen Fürsten und Grafen noch ein ungeheures Vermögen. Natürlich ist es eitel Diebstahl, was der Graf besitzt, aber es ist doch gut, daß der Dieb seinen Raub noch hat. Es ist also Nichts zu thun, als ihn demselben wieder abzugagen.

Und das ist vielleicht leichter, als ihr denkt. Die russischen Gerichte sind nicht so schlecht, wie sie den Anschein haben. Man probirt Manches. Denn ein russisches Sprichwort sagt: „Der Himmel ist hoch, und der „Czar“ ist weit“ — aber sobald die Leute ein energisches Vorgehen merken und die geringste Gefahr wittern, thun sie entschieden ihre

Pflicht. Denn sie haben sämtlich eine heillose Angst vor Sibirien.

Bringen Sie nur so schnell als möglich ihren Fürsten hierher. Bei dem Martin Afanassenko ist er doch nicht gut aufgehoben. Ich traue dem Kerl nicht. Dann wollen wir von hier aus dem diebischen Grafen zu Leibe gehen.“

„Ich habe auch meine Verbindungen,“ fügte er lächelnd hinzu.

Ich schüttelte dem wackeren Manne, der uns in dieser einfachen Weise so sehr willkommene Hilfe anbot, dankend die Hand. Ein wahrer Berg von Unruhe und schweren Gedanken war von meiner Brust gewälzt. Jetzt hatten wir wirklich Hoffnung, unser Ziel zu erreichen.

Seit ich in Rußland war, schlief ich zum ersten Mal sorgenlos ein und fühlte mich außerordentlich behaglich und heimisch in dem echt deutschen Bette, das die sorgliche Hausfrau mit dem weißesten Linnen gedeckt hatte.

Erst gegen Mittag des nächsten Tages ritten wir fort, um den Fürsten nach dem Vorschlag des Schulzen auch in das deutsche Dorf zu holen.

Pawl Petrowitsch hätte uns gar zu gern begleitet. Denn er fühlte sich äußerst unwohl in seiner freiwilligen Verbannung. Nur unseren dringendsten Bitten gab er nach, daheim zu bleiben und uns zu erwarten.

Ich benutzte den Morgen, um mir einmal den deutschen Ort anzusehen. Ich fand überall freundliche, ja stattliche Häuser mit hübsch angelegten Gärten und Höfen. Es

waren sämtlich Schlösser gegenüber den kleinrussischen Höhlenwohnungen. Allerdings waren sie mit einem nicht sehr haltbaren Material, nämlich mit einem porösen Kalkstein, gebaut, der durch das Wetter sehr leidet. Allein die Bauten konnten leicht wieder hergestellt werden, da sich dieser Kalkstein überall findet und außerordentlich leicht zu bearbeiten ist, indem sein Gewicht sehr gering ist und ihm durch Säge und Beil jegliche Gestalt gegeben werden kann.

Ich freute mich besonders, daß für Kirche und Schule gesorgt war. Ueberall merkte ich deutsche Thatkraft gegenüber der russischen Lässigkeit. Selbst gegen die Schrecken der Steppe hatten die Handvoll Deutsche schon sich bemühet anzukämpfen.

Sie hatten in weitem Umkreis die giftigen Schlangen vertilgt, die dort zur Landplage werden. Sie hatten bereits ein Mittel entdeckt, den Heuschrecken bei ihren Zügen zu wehren. Ihr Getreide wußten sie vor Ungeziefer zu bewahren, was den Kleinrussen in keiner Weise gelingen wollte. Selbst der Dürre und Trockenheit traten sie durch passende Anlage von Brunnen und Wasserbehältern entgegen.

„Bisse Njemzi!“ „Bisse Njemzi!“ Teufelsdeutsche! Teufelsdeutsche! rufen die Russen bewundernd. Alles war in aufblühendem Wohlstand. Erst später erfuhr ich, daß mein Gastfreund, der „Schulze“, reicher sei wie mancher reiche russische Edelmann.

Eine gewisse unerklärliche Unruhe trieb mich trotz der herzlichsten Einladungen der Familie des Schulzen, noch

länger zu verweilen, fort, um meinen Schützling, den Fürsten, herzuholen. Es war mir wie einer Mutter, die ein krankes Kind daheim hat und alle möglichen Gefahren für dasselbe fürchtet.

Doch hatten mich meine Ahnungen in Betreff des Fürsten nicht betrogen. Denn als wir an die Wohnung des Martin Afanassenko gelangten, kamen uns die Frauen laut weinend entgegen und erzählten unter Händeringen, „der Fürst sei fort. Sie wüßten selbst nicht wohin.“

Ein Brief, den der Fürst zurückgelassen hatte, gab Aufklärung. Um mich keiner Gefahr weiter auszusetzen, hatte er die Gelegenheit meiner Abwesenheit benutzt, um allein das Schloß des Grafen aufzusuchen. Martin Afanassenko war ihm behülflich gewesen.

Ich war wie ein Verzweifelter. Der Fürst war nach dem Schloß? Mitten hinein in die Mörderhöhle? Und gerade jetzt, wo sich durch die Hilfe des erfahrenen Schulzen unsere Aussichten klärten?

Was sollte ich seiner Mutter sagen? Auf wild schäumendem Rosse sprengte ich selbst jetzt nach dem Schlosse, das mir mein treuer Jwan in der Ferne zeigte.

Das Schloß des Grafen lag an einem Nebenflüßchen des Dniester und gewährte einen sehr malerischen Anblick. Dort, wo nichts ist als Himmel und Steppe, wo man froh ist, wenn die ewige Einförmigkeit durch irgend einen Gegenstand unterbrochen wird, worauf das Auge einmal ausruhen kann, mußten die weißen Hofmauern und dahinter das grüne Gesträuch der Parkanlagen, aus denen die Kuppeln und Dächer des Schlosses hervortraten, doppelt auffallen. Die Besingung machte fast den Eindruck einer Oase in der Wüste, und wenn auch keine Palmen ragten, so gewährte man doch dunkle Tannen und raschelnde Birken und beim Näherkommen eine prachtvolle „Orangerie,“ die der Graf mit vielen Kosten erhielt.

Ueberhaupt gewann das Schloß sehr in der Nähe. Es war ganz im Stile der französischen Lustschlösser des vorigen Jahrhunderts gebaut und mit Schnörkeln und Verzierungen aller Art fast überladen. Es lehnte an einen uralten Thurm, der wohl noch aus der Scythienzeit stammte, während es im Hintergrunde von der reich vergoldeten Kuppel einer Kapelle überragt wurde, die im Sonnenschein weit in die Steppe hineinglänzte.

Die Wirthschaftsgebäude befanden sich in einiger Entfernung in der Thalschlucht, wo auch das Dorf lag, das meistens nicht aus Erdwohnungen, sondern aus niedrigen mit Schilf bedeckten Häuschen bestand.

Von Außen gelangte man in das Schloß durch einen gepflasterten Hof, während eine breite Treppe mit geräu-

miger Terrasse die Fronte des Gebäudes mit den schön verschlungenen Pfaden des Parkes verband.

In meinem Kopfe wogten die abenteuerlichsten Gedanken, indem ich mich dem Schlosse näherte. Ich hegte nur höchst unklare Vorstellungen von dem, was allenfalls dem jungen Fürsten konnte begegnet sein, und hatte mir noch nicht den geringsten Plan für mein Auftreten und Handeln vorgezeichnet.

Wie ein echter irrender Ritter sprengte ich auf das Schloß zu, ohne einen Augenblick die Gefahren zu überlegen, denen ich entgegenging, und ohne zu bedenken, ob ich auch den Schwierigkeiten gewachsen sei, die sich mir darbieten konnten. Die Besorgniß um den jungen Fürsten ließ mich Alles vergessen.

So hielt ich schon vor dem Thor und begehrte Einlaß. Wenn dasselbe nun vor mir geschlossen gehalten wurde, wie sollte ich es öffnen? Konnte ich mit meinem Degen in der Faust und meinen Pistolen das Schloß stürmen?

Zu meinem höchsten Erstaunen öffnete sich nicht bloß das Thor, sondern ich wurde beim Nennen meines Namens mit großer Zuvorkommenheit und Freundlichkeit behandelt und augenblicklich zu dem Hausherrn geführt.

Die Zimmer, welche ich betrat, waren alle sehr elegant nach dem feinsten französischen Geschmack eingerichtet. Den Grafen selbst fand ich in einem hohen Salon, dessen geöffnete Thüren auf die große Terrasse hinausgingen. Sie standen augenscheinlich offen, um die kühle Abendluft herein-

zulassen. Der Graf saß auf einem bequemen Polstersessel, eine prächtige Meerschampfeife in der Hand haltend, aus der er türkischen Tabak rauchte, und von Zeit zu Zeit nach einem neben ihm stehenden Glase reichend, aus welchem er Tokayer Wein trank.

Der junge Fürst Feodor lehnte in einer sehr vertraulichen Stellung an seiner Seite und kam in fast stürmischer Freude auf mich zu, um mich zu begrüßen und seinem Verwandten vorzustellen.

„Es ist Alles in bester Ordnung zwischen uns,“ rief er mir zu. „Wir sind rechte Thoren gewesen, Herr R....., daß wir uns so unnöthig ängstigten. Mein Vetter ist die Herzlichkeit, Offenheit und Biederkeit selbst. Hier liegen offenbar schreckliche Täuschungen vor.“

Der Graf empfing mich mit ausgesuchter Freundlichkeit. Der merkwürdige Gegensatz zwischen dem, was ich erwartet hatte und was wirklich eingetreten war, hatte mich ordentlich verblüfft und verlegen gemacht, allein der Graf wußte den rechten Ton zu treffen: „Machen Sie es sich bequem, Herr Hofmeister!“ rief er in deutscher Sprache, die er mit gleicher Vollkommenheit sprach wie das Französische und Russische. „Rauchen Sie lieber eine Cigarre oder eine Pfeife? Rauchen thun Sie ja gewiß, sonst müßten Sie kein deutscher Gelehrter sein. Und was kann ich Ihnen anbieten: Rheinwein oder Ungarwein? Ich kann Ihnen meinen Ungar nicht genug empfehlen.“

Mir fiel unwillkürlich jener Sommerabend das Jahr

vorher in Baden-Baden ein, wo wir fast ähnlich wie hier von der Abendkühle angehaucht bei offener Balkonthüre zusammen saßen und mir die Fürstin zum ersten Mal von dem Grafen erzählte. Damals hatte die Fürstin gesagt, der Graf hätte ihren Gemahl hauptsächlich durch seine scheinbare Biederkeit und Offenheit gewonnen. Hier war es ihm bei dem Sohne des Fürsten auch schon völlig gelungen. Es hieß jetzt doppelt auf der Hut zu sein.

Ich merkte mit Schaudern, der Graf war viel gefährlicher, als wir nur geahnt hatten.

Ich muß offen sagen, wenn ich nicht zum Voraus gewissermaßen schon gepanzert gewesen wäre, der Graf hätte mich den Abend noch vollständig eingenommen und zu eigen gemacht.

Er war ein starker Sechziger, hatte aber noch die Manieren und die Kleidung und die Lebendigkeit eines Vierzigjährigen. Augenscheinlich plagte ihn etwas die Gicht, sonst wäre er vielleicht noch munterer und lebendiger gewesen. Durch seine Unterhaltungskunst mußte er Einen unwillkürlich zu fesseln. Besonders waren seine Schilderungen und Erzählungen anschaulich und spannend und athmeten ganz das Geistreiche, was die gebildeteren Franzosen an sich haben.

Er hatte bei seinen Erzählungen die Eigenthümlichkeit, daß er irgend eine seiner Spieldosen, von denen er große und kleine eine ganze Menge besaß, eine Melodie oder einen Tanz spielen ließ, die in Beziehung zu seiner Erzäh-

lung standen. Es erhielten dadurch noch seine Worte einen besonderen Reiz und machten noch höheren Eindruck.

Als wir, der Fürst und ich, den Abend spät unsere Schlafzimmer aufsuchten, erklärte der Fürst in seiner jugendlichen Begeisterung, die durch den genossenen schweren Wein noch etwas erhöht war: „der Graf ist ein famoser Kerl, und es thut mir leid, daß ich jemals Verdacht gegen ihn gehabt habe.“

Ich selbst aber stand noch so unter dem Zauber seines Einflusses, daß ich dem jungen Fürsten nicht zu widersprechen wagte, wenigstens an jenem Abend nicht.

Am andern Tage faßte ich unsere Lage viel klarer und bestimmter auf und mißtraute gründlich den glatten Worten des Grafen, zumal ich einen lauernden Blick, der blitzartig aus seinem Auge auf uns drang, erhaschte und auch jenen eleganten Mordgesellen, den Pawl Petrowitsch „Matwei“ nannte, durch das Schloß schleichen sah.

Dieser Mensch war, wie man sagt, der „natürliche Sohn“ des Grafen und ein grundverderbter Spieler und Lüstling. Von ihm gingen vorzüglich die Pläne aus, sich des fürstlichen Vermögens zu bemächtigen, und der Graf wurde aus elender Affenliebe ein treuer Spießgeselle seines Sohnes. Da demselben eigentlich Nichts abging, hätte er sich wahrscheinlich in seinem Alter sonst nicht in solch gewagtes, verbrecherisches Spiel eingelassen.

Durch die Erzählungen des Schulzen aus dem deutschen Dorf und durch Andeutung des Pawl Petrowitsch war

mir das Verhältniß schon ziemlich klar, allein der Graf, der ja immer mit einer gewissen Offenheit zu Werke ging, um die Leute desto gründlicher zu betrügen, machte auch gar kein Hehl daraus. Er hatte zu dem jungen Fürsten gesagt: „Der Matwei ist an dem ganzen Scandal schuld. Es ist ein windiger Patron, dem ich allzuviel getraut habe. Er hat diesen Schwindel mit deiner Mutter getrieben und hat auch die Koffekis gegen Euch aufgehekt, natürlich Alles hinter meinem Rücken. Es ist ja leicht, einen alten, gichtbrüchigen Mann zu betrügen. Ich ahnte nicht, daß der Mensch so voll Neid, Habsucht und Bosheit sei, sonst hätte ich ihm nicht so viel Liebe und Vertrauen geschenkt.“

Jetzt ist natürlich Alles mit ihm für immer vorbei. Ich habe ihn fortgejagt. Er mag zusehen, wie er in der Welt draußen zurechtkommt. Er hätte natürlich eine härtere Strafe verdient, aber ich bin wirklich manchmal zu schwach in meiner Gutmüthigkeit und kann Thränen nicht widerstehen, mögen sie nun echt sein oder unecht.

Deine arme Mutter und Ihr Alle möget allerdings eine schwere Zeit gehabt haben. Ich kann mir es recht wohl denken. Daß Du Dich für majorennerklären liebest, war das Beste, was Du thun konntest. Ich hätte es auch so gemacht. Aber Du wirst doch mich nicht die schlechten Streiche des Matwei wollen entgelten lassen und mich nun als Verwalter der fürstlichen Güter absetzen. Dein Vater wenigstens hätte es nicht gethan.“

Der junge Feodor hatte daraufhin dem Grafen fast

unter Thränen versprochen, daß er sein Leben lang Verwalter bleiben solle. Er war völlig gewonnen.

Ich hatte meine liebe Noth, ihm nur ein wenig Mißtrauen und Zurückhaltung einzuflößen, daß er nicht allzu vertrauensfelig wurde, und konnte ihn nur mit Mühe überreden, auf einen Plan einzugehen, den ich ersonnen hatte, um die Absichten des Grafen zu prüfen.

Er sollte nach meinem Vorschlag verlangen, am nächsten Tage den sämtlichen Untergebenen und Leibeigenen der Herrschaft als der eigentliche Herr vorgestellt zu werden.

Als der junge Fürst dieses Verlangen in höchster Unbefangenheit aussprach, wurde der Graf bald bleich, bald roth und ein Blick voll tödtlichen Hasses fiel auf den Fürsten. Doch sich fast augenblicklich fassend, erwiderte er scheinbar völlig ruhig: „Es wird sich schon machen lassen. Wenn es morgen nicht ist, übermorgen oder vielleicht den folgenden Tag. Wir werden sehen.“

Hierauf wurde seine Unterhaltung wieder so witzig und hinreißend wie noch je, als wollte er zeigen, daß ihn dieses Verlangen des Fürsten nicht im Geringsten anfechte. Doch ich ließ mir Nichts mehr vormachen. Ich wußte auch seit dem Nachmittag, daß wir als Gefangene in dem Schlosse gehalten wurden.

Als ich vor das Thor spazieren gehen wollte, war dasselbe verschlossen, und es wurde mir unter den wichtigsten Vorwänden der Schlüssel verweigert, als ich aber heftig

wurde, verschwand der Thormächter mitsammt dem Schlüssel und ließ sich Niemand mehr blicken.

Ich schwieg gegen den Grafen, um kein unnöthiges Aufsehen zu machen, suchte dagegen den Fürsten von unserer höchst gefährlichen Lage zu überzeugen, um ihn vorsichtiger zu machen.

Doch hätte ich meine Ueberredungskünste sparen können. Denn die Sache entwickelte sich rascher und entschiedener, als ich gedacht hatte.

Am Morgen des nächsten Tages in aller Frühe, da wir noch schlummernd im Bette lagen, wurden wir durch einen entsetzlichen Schrei geweckt, der unten aus dem Hofe zu uns heraufdrang, und dem bald mehrere folgten in gleich erschrecklicher Art.

Wir sprangen in größter Hast an das Fenster und sahen, wie unten im Hof ein Mann gepeitscht wurde. Der Graf selbst stand dabei. Sein Gesicht drückte den höchsten Triumph der Bosheit und der Rache aus. Sein Sohn Matwei dagegen, der nach des Grafen Bericht längst fortgejagt sein sollte, suchte den Büttel auf alle mögliche Weise anzufeuern, daß er kräftiger zuschläge.

Wir konnten das Gesicht des Gepeitschten nicht sehen. Allein wir erkannten, da man seinen Rücken entblößt hatte, daß es ein ungemein starker, sehniger Mann war, und alt, denn weißes Haar hing ihm in langen Strähnen um den Kopf.

Doch wurde in diesem Augenblick unsere Aufmerksam-

keit auf einen Reiter gelenkt, der wie toll und wahnsinnig dahergesprengt kam. Er versuchte nicht durch das Thor hereinzudringen, sondern lenkte das Pferd dicht an die Mauer; dort angekommen, sprang er mit beiden Füßen in den Sattel und schwang sich von diesem Standort aus leicht auf die Mauer, von wo er höchst neugierig in den Hof hinunterblickte.

Jetzt gewahrte er den unglücklichen alten Mann. Zugleich sah er einen Peitschenhieb fallen und hörte den entsetzlichen Schrei des Gemarterten.

Da schlug er verzweifelt die Hände vor das Gesicht und rief in deutscher Sprache „Vater, Vater!“ und wäre beinahe die Mauer hinuntergestürzt.

„Um Gotteswillen, das ist Ivan,“ rief ich, und der Gepeitschte ist Pawl Petrowitsch, der in dem deutschen Dorfe nicht geblieben, zu seinem Tabun zurückgekehrt ist, und den sie dort gefangen haben. Schnell, Fürst Feodor, hinunter! Wir müssen retten, was zu retten ist.“

Wie der Blitz waren wir unten im Hofe und drängten uns durch die Schaar der herumstehenden Leibeigenen durch, um zu dem Grafen zu gelangen.

Matwei erblickte uns zuerst und machte ein ekelhaft höhnisches Gesicht.

„Herr Better,“ rief der Fürst, sich an den Grafen wendend, „lasset diesen armen, alten Mann gehen. Es ist derselbe, der uns das Leben gerettet hat.“

Aber der Graf hatte diesen Morgen nicht mehr das

freundliche, vertrauliche Wesen, daß er die Tage her gezeigt hatte. Sein Gesicht war kalt und grausam, und seine Worte klangen stolz und höhnisch, als er dem jungen Fürsten antwortete.

„Sie hätten im Bette bleiben sollen, junger Mann, statt sich in Dinge zu mischen, die Sie Nichts angehen. Der Tod dieses Burschen ist unabänderlich beschlossen. Er hat mir schon mehrmals im Leben den Pfad, den ich gehen wollte, gekreuzt. Er hat mich sogar um's Leben bringen wollen und hat die Hand gegen mich aufgehoben. Ha, seit jenem Schneesturm, wo mich der Kerl bis auf's Blut mißhandelte und mich dann rettungslos dem furchtbaren Tod im Kampf der Elemente preisgab, habe ich stets nach dem Tag der Rache gedürstet. Jetzt endlich habe ich ihn, um mein Mütthchen an ihm zu fühlen. Ich könnte ihn den Gerichten ausliefern. Sie würden ihn auch zum Tode verurtheilen. Aber das ist viel zu langwierig. Der Kerl wird eben hier zu Tode gepeitscht.“

Mich packte Wuth und Entsetzen, daß ich hier vor meinen Augen meinen alten Jugendfreund, unseren Lebensretter, sollte zu Tod peitschen sehen, ohne Etwas für ihn thun zu können. Ich wollte eben einen Versuch machen, ihn seinen Peinigern zu entreißen, als der junge Fürst vortrat. Die Röthe des Zorns und der Entrüstung brannte auf seiner Stirne.

„Ich bin hier Herr und Gebieter,“ rief er. „Sie, Graf, sind mein Verwalter, und wenn ich befehle, haben Sie zu

gehörchen. Ich befehle Ihnen aber, augenblicklich diesen Gefangenen loszubinden.“

Es lag eine solche Hoheit in dem Auftreten des Fürsten, daß selbst der Graf sich einen Augenblick nicht des Eindrucks erwehren konnte.

Um seine Verlegenheit zu verbergen, lachte er ebenso höhnisch als roh und fragte, sich zu seinem Sohne wendend: „Er ist der Herr und Gebieter hier, was meinst du dazu, Matwei?“

Dieser lachte so unmäßig, als wenn es die scherzhafteste Geschichte der Welt gewesen wäre. Allein der Fürst ließ sich nicht irre machen.

„Ja wohl bin ich der Herr und Gebieter. Kann Keiner von Euch lesen, ihr guten Leute, wandte er sich an die herumstehenden Bauern, sonst wollte ich es Euch schwarz auf weiß zeigen, daß ich Euer eigentlicher Herr bin.“

Da ich merkte, daß die Worte des Fürsten nicht ganz umsonst gesprochen waren, suchte ich den Eindruck derselben zu erhöhen, indem ich bestätigte, daß er ihr Herr und Gebieter sei, und daß sie schweren Strafen entgegengehen würden, wenn sie ihm nicht gehorchten.

Doch der Graf ließ mich nicht ausreden. Er fürchtete vielleicht, es könnte uns gelingen, die Leute auf unsere Seite zu bringen.

„Genug der Komödie!“ rief er. „Ergreift die beiden Abenteurer und werfet sie in den alten Scythenthurm. Dort mögen sie sich abfühlen. Ihnen ist von meinem

Tosaiertwein etwas schwindelig geworden. Du aber, Slave, wandte er sich an den Büttel, schlage zu, so stark, als dir dein Leben lieb ist, sonst bekommst du selbst die Knute zu kosten.“

Nach kurzer Gegenwehr wurden wir niedergeworfen, gefesselt und in den Thurm abgeführt.

Als Iwan sah, wie wir ergriffen wurden, stieß er einen lauten Verzweiflungsschrei aus, wodurch die Aufmerksamkeit des Grafen, die schon einmal durch seinen Ruf „Vater, Vater!“ rege geworden war, wieder auf ihn gelenkt wurde. Aber als man ihn verfolgen wollte, war er verschwunden.

Die glückliche Flucht Iwans machten den Grafen und seinen Sohn etwas bedenklich. Sie mußten erwarten, daß derselbe ihnen die Gerichte auf den Hals hegen würde. Mit den russischen Behörden aber, soviel Gewaltthätigkeit und Rücksichtslosigkeit sie manchmal duldeten, war nicht immer zu scherzen. Alles hatte seine Grenzen.

Pawl Petrowitsch wurde deswegen nicht geradezu todt gepeitscht, wie es Anfangs im Plane des Grafen gelegen hatte. Dagegen hatte man ihn in dem Grade mißhandelt, daß er völlig bewußtlos dalag und jeden Augenblick sein Ende eintreten konnte.

Wenn er nun auch unter diesen Umständen starb, glaubte der Graf sich schon verantworten zu können. Tödten durfte er allerdings seinen Leibeigenen nicht, aber er durfte ihn peitschen lassen. Fünfzehn Schläge auf einmal waren erlaubt. Diese fünfzehn Schläge konnten jedoch, da keine Zwischen-

zeit bestimmt war, schon nach fünf Minuten wiederholt werden. In vielen Fällen führten natürlich diese Mißhandlungen zum Tode, aber der Herr war dann, wenn die Gerichte ihm günstig waren, vollständig im Recht, denn er hatte ja nicht getödtet, sondern nur peitschen lassen.

Auf diese Weise glaubte auch der Graf, zumal wenn er etliche Goldstücke nicht ansah, hier durchschlüpfen zu können.

Ebenso versuchte man mit uns sein Heil. Denn wir konnten unter Umständen dem Grafen recht unbequem werden.

Ein Plan, den man sicherlich schon früher gefaßt hatte, und der unter anderen Verhältnissen mit aller Ruhe und Sicherheit durchgeführt worden wäre, wurde in größter Hast eingeleitet. Diese Hast und Ueberstürzung aber hatten wir dem armen, unter Schmerzen stöhnenden Tabuntschik zu verdanken und seinem flüchtigen Sohne.

Nach dem Plane des Grafen sollten wir durch Gefangenschaft und Drohungen aller Art allmählich mürbe gemacht werden, daß wir auf den Verkauf der fürstlichen Güter eingingen und uns mit jener schon der Fürstin angebotenen Abfindungssumme begnügten. Und wer weiß, was geschehen wäre, ob man uns nicht doch noch zuletzt mürbe gemacht hätte. Denn ich muß sagen, der einzige Tag und die einzige Nacht, die wir in dem Schythenthurme verbrachten, werden mir ewig im Gedächtniß bleiben.

Der Graf und sein Sohn waren wahre Teufel und wußten uns bei ihrem Besuche, den sie uns bald nach

unserer Gefangennehmung abstatteten, das Entsetzen des Hungertodes ganz getreulich auszumalen und machten uns höhrend auf die Ratten aufmerksam, die uns, da wir gefesselt und wehrlos waren, bei lebendigem Leibe aufzehren würden, ebenso stellten sie uns Peitschenhiebe in Aussicht und, um uns das Schreckensbild derselben recht vor Augen zu führen, wurde der röchelnde Pawl Petrowitsch zu uns gelegt. Wir verharrten indessen in stolzem Schweigen allen ihren Worten gegenüber, obwohl uns das Herz im Leibe zitterte.

„Besinnet Euch! sagte der Graf zuletzt, und sein Gesicht nahm einen erschrecklich grausamen Ausdruck an. „Jeden Morgen, solange ihr lebet, werde ich nachsehen, ob Ihr Euch besonnen habt.“

Dann warf er zornig die Thür ins Schloß, und schwere eiserne Riegel wurden vorgeschoben.

Wir waren allein. Uns umgab eine dumpfe Moderluft, die uns das Athmen erschwerte. Neben uns röchelte ein Sterbender, der unsere Zurufe nicht mehr verstand, wenigstens nicht beantwortete. Da wir den Morgen nicht gefrühstückt hatten, stellte sich allmählich Hunger ein. Auch begannen schon die Ratten ihr Werk an unserem Schuhwerk, und ekelhafte Schlangen und Kröten fuhren uns über das Gesicht, wenn wir uns niederlegten.

Es war ein erbarmungswürdiger Zustand, in dem wir uns befanden, und heiße Gebete stiegen zu Gott empor, dem Helfer der Unterdrückten und Verfolgten.

Endlich, endlich rasselten die Riegel. Es war Nacht und wieder Morgen geworden. Wir waren schon halb mürbe, doch durften wir diesen schändlichen Räubern nachgeben? Der Gedanke an die Noth der Fürstin und die Hoffnung auf Gottes Hülfe gab uns neuen Muth. Auch diesmal verharrten wir in stolzem Schweigen. Ehe aber diesmal die Riegel wieder vorgeschoben wurden, wurden uns unsere Kleider vom Leibe gerissen und wir in elende Lumpen gehüllt.

Wir dachten anfangs, wir sollten gepeitscht werden. Doch hatte man einen anderen ebenso schändlichen Plan, den wir bald erfahren sollten.

Denn wir waren noch keine Viertelstunde wieder eingeschlossen, da stürmte der brave Iwan in den Hof. In seiner Begleitung waren der Schulze des deutschen Dorfes und der russische Kreishauptmann, der zugleich die Stelle des Untersuchungsrichters in dem Kreise bekleidete.

Iwan hatte zwei Pferde todtgeritten und war vor Anstrengung ohnmächtig geworden, um den Richter herbeizuholen, aber retten konnte er doch seinen Vater nicht mehr.

Er kam nur noch zurecht, um ihn in seinen Armen sterben zu lassen und ihm die Augen zuzudrücken.

Dagegen der Fürst und ich athmeten auf, denn wir wähten, die Stunde der Rettung wäre gekommen. Doch sollten wir uns arg getäuscht haben. Zunächst wurden wir noch sehr lange im Unklaren gelassen. Denn der

Kreishauptmann war zum Frühstück in das Schloß gegangen. Dann glaubten wir das Klingen von Geldstücken zu hören. Endlich kam der Kreishauptmann.

Er fand die Behandlung des Pawl Petrowitsch ganz in der Ordnung. Ein Mensch, der seine Hand gegen den Herrn erhoben, der sich hernach durch Flucht seiner Strafe entzogen hatte, konnte nichts Anderes erwarten. Es war einfach ein Akt der Gerechtigkeit. Und als der Graf den Fürsten und mich als gefährliche Strolche und Schwindler darstellte, die man einsperren mußte, nickte er verständnisvoll und wies den Schulzen, der warm für uns eintrat, derb zurück.

„Haben Sie ihre Papiere geprüft? „herrschte er ihn an. „Nicht? Woher wissen Sie, daß es der Fürst und sein Hofmeister ist? Ich stimme dem Grafen vollständig bei, daß es Strolche und Schwindler sind, und er hat wohl daran gethan, sie hinter Schloß und Riegel zu bringen.“

Es half dem Schulzen Nichts, daß er sich auf das Zeugniß des Pawl Petrowitsch und Zwans berief. Was galt das Zeugniß eines Leibeigenen? Und als Zwan mit zornglühendem Gesichte sich zum Schutze vor uns stellte, gab der Graf seinen Leibeigenen einen Wink, und er wurde selbst gefesselt.

„Mit Dir werde ich noch besonders abrechnen, Bürschchen,“ sagte er. „Führet ihn einstweilen mit den beiden Strolchen in den Thurm.“

Es war ein verhängnißvoller Augenblick. Unsere Sache schien verloren, und die Diebe und Mörder triumphirten. Da hörte man den Galopp einer Anzahl Pferde. Eine ganze Schaar Kosaken, deren Anführer einen Verhaftsbefehl gegen den Grafen präsentirte, ritt in den Hof.

Der Graf wurde leichenblaß. Er knickte in die Kniee vor diesem furchtbaren Schicksalswechsel. Noch eben voll höhnischen Stolzes und frecher Sicherheit und nun selbst verhaftet. Sein Gewissen zeigte ihm die Hand des ewigen Richters, der wohl eine Zeit langmüthig säumt, dem aber Niemand entflieht.

Auch der Kreishauptmann sah aus wie ein ertappter Dieb. Ihm ahnte schon sein künftiges Geschick.

Matwei suchte zu entweichen, wurde aber noch rechtzeitig von einem raschen Kosaken am Kragen gepackt.

Der Schulze schüttelte dem Kosakenführer warm die Hand und sagte: „Daß war Hilfe in der Noth, Freund, und wenn Ihr wieder in das deutsche Dorf kommt, vergesst das Schulzenhaus nicht. Da seid Ihr von jetzt an wie zu Hause.“

Später erfuhr ich erst zur Aufklärung dieser Worte des Schulzen und zu der so rechtzeitigen Ankunft unserer Retter, daß der Schulze, der dem Kreishauptmann nicht traute, dem Kosakenführer, der eine Art Gendarmerieposten bekleidete, und der zufällig in dem deutschen Dorfe anwesend war, als Jwan halbohnmächtig dort ankam, ein

Schreiben, worin unsere Noth geschildert war, zur Besorgung übergeben hatte.

Vielleicht wäre doch noch nicht ein Verhaftsbefehl gegen den Grafen ausgestellt worden und unsere Befreiung so bald erfolgt, wenn nicht, auf eine Vorlage der Fürstin an den russischen Kaiser persönlich, eine Untersuchung gegen den Grafen befohlen worden wäre.

Beide Schreiben kamen wie durch höhere Fügung fast zugleich an und bewirkten den schnellen Vollzug der Justiz.

Die Herrlichkeit des Grafen brach nun rasch zusammen. Er selbst vergiftete sich im Kerker. Sein Sohn dagegen und der Kreishauptmann spazierten nach Sibirien, um nicht wiederzukehren.

Der Fürst aber sah sich an der Spitze einer fast unbegrenzten Besizung und eines Reichthums, den wir erst erkannten, als wir mit den Verhältnissen vertrauter wurden.

Während der Wohlstand und das Glück der fürstlichen Familie stieg, hatte mich selbst ein unerseßlicher Verlust getroffen. Der nächste Brief aus der Heimath meldete mir den Tod und die letzten Grüße meines Vaters.

In meinem eigenen Schmerze verstand ich besser als ein Anderer, was der arme Zwan litt, wenn er an die schreckliche Todesart seines Vaters dachte.

„Ich habe ihn tausend Mal gewarnt,“ klagte er oft, „aber sein armes Herz hing mit unwiderstehlicher Gewalt an seiner Steppe und seinem Tabun.“

Er wollte lieber sterben, als nicht mehr mit seiner

Heerde über die Heide streifen. Eine dreifache Mauer hätte ihn nicht in dem deutschen Dorfe zurückgehalten. Und wenn er gehalten worden wäre, der Gram hätte ihn getödtet."

Auch mich zog es jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Heimath, zumal wann ich an die Thränen meiner Mutter und an die Verlassenheit meiner Geschwister dachte.

Unter anderen Verhältnissen wäre ich vielleicht noch lange, vielleicht mein ganzes Leben in Südrußland geblieben, aber in meiner jetzigen Lage galt es, mir vor allen Dingen eine Stellung in der Welt zu erobern, um meiner Familie einen gewissen Halt und Unterstützung gewähren zu können.

Dem Fürsten war ich nicht mehr unbedingt nothwendig. Er hatte an dem Schulzen einen erfahrenen Rathgeber und an Jwan einen thatkräftigen Verwalter.

Ich bin deswegen nicht aus der Familie des Fürsten geschieden. Man betrachtet mich heute noch als vollgültiges Glied der Familie. Der fürstlichen Dankbarkeit verdanke ich ja auch hauptsächlich meine Stellung und meinen Wohlstand. Wir stehen in ständigem Briefwechsel und sehen uns wenigstens alle Jahre einmal.

Ich selbst bin in Rußland nicht wieder gewesen. Doch bin ich mit den dortigen Verhältnissen völlig vertraut.

Ein Brief der Fürstin, den ich erst vor ein paar Tagen empfang, meldet mir den Tod der alten „Waschka“, die dem Fürsten und mir die guten Eierkuchen backte. Sonst sind noch alle am Leben. Eine besonders bevorzugte Stel-

lung nimmt Iwan ein, der die Schulzentochter geheirathet hat, und der der Verwalter der sämmtlichen fürstlichen Güter ist. Seine Energie, seinen Fleiß und seine Treue weiß man gar nicht genug zu rühmen. Ich sähe selbst gern meinen alten Jugendfreund einmal wieder. Doch wenn ich auch nicht mehr dorthin komme, das Bild der Steppe steht unverwischbar vor meiner Seele und ist so lebendig, als hätte ich gestern wieder auf dem Grabhügel des Pawl Petrowitsch gestanden und hätte den prachtvollen Sonnenuntergang geschaut, während der Abendwind durch das unendliche Meer der Grashalmen rauschte.

Ohne den Pawl Petrowitsch, ohne die Gestalt und das Heimweh dieses echten Steppensohnes kann ich mir allerdings die Steppe kaum denken.

Die Steppe und ihr Sohn gehören zusammen und sind wieder zusammen geführt worden.

Man hat mir zwar gesagt, es sei vielfach anders auf der Steppe geworden, allein ich glaube es nicht recht, denn der alte Wind fährt noch über die alte Steppe.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Friedel.

Eine Geschichte aus dem Volksleben.

Von W. D. v. Horn (W. Dertel).

Fünfte neu durchgesehene Auflage.

Mit 5 Stahlstichen. Elegant geheftet 2 Mark, prachtvoll in Goldschnitt gebunden 3 Mark 50 Pf.

Seinen Ruf begründete W. D. von Horn durch den Friedel. Dieses beste Volksbuch, fromm, innig und populär, zeichnet sich ebenso sehr durch treffende Schilderungen des Häuslichen und Landschaftlichen aus, wie durch Wahrheit und Tiefe der Charakterzeichnung. Sowohl allen Familien, in denen reine Erzählungen gesucht werden, als allen Volksbibliotheken empfohlen.

Die Spinnstube.

Ein Volksbuch für das Jahr 1878.

Begründet von W. D. von Horn (W. Dertel).

Im Verein mit namhaften Volkschriftstellern fortgesetzt von
Hugo Dertel.

Drei und dreißigster Jahrgang 1878.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Mit vollständigem Kalendarium.

Geheftet Preis 1 Mark 30 Pfg. Gebunden mit durchschossenem
Kalender 1 Mark 60 Pfg.

Der Spinnstube, die überall auf der Erde, wo man deutsch spricht, sich eingebürgert und unbestrittene Anerkennung hat, wurde in der Ausstattung eine große Sorgfalt gewidmet. Der Stahlstich ist sehr gelungen und die Holzschnitte sind es nicht minder. Der Inhalt liefert des Interessanten viel, besonders wird hervorgehoben, daß sie 2 Erzählungen enthält, die man Meisterstücke in der Volksliteratur nennen kann.

Der 30te, 31te und 32te Jahrgang (1875, 1876 und 1877) sind ohne Kalender à 1 Mark 30 Pf. pr. Jahrgang noch zu haben. Eines der besten Volksbücher für Familie und Volksbibliotheken jederzeit geeignet.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Robinson der Jüngere

von Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend

neu bearbeitet von

W. D. von Horn (W. Dertel) dem Spinnstubenschreiber.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 4 Stahlst. 20 Bog. Eleg. geb. Preis nur 1 Mark 60 Pfg.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meistens gerade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungestörten Gang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehen, dafür mag der Name des Verfassers eine Garantie geben.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von W. D. von Horn. Mit Illustrationen von Rothbart. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pfg.

Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- u. Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausg. von W. D. von Horn. Dritte verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Deutsche Volksbibliothek

für

Lesevereine und das Haus.

- Nr. 1. Schulmeister von Sendelbach von Ottokar Schupp.
- Nr. 2. Zwölf Beichtkameraden von Josias Nordheim.
- Nr. 3. Gustav Adolf Helm von B. Lohmann.
- Nr. 4. Franz Phrard's erste und letzte Reise von Karl Doppel.
- Nr. 5. Ost und West, Daheim ist das best von Fr. Rist.
- Nr. 6. Drei Tage aus dem Leben eines Kreuzträgers von Ottokar Schupp.

Preis eines jeden Bändchens, geheftet, 1 Mark.

Ueber den Inhalt der Volks-Bibliothek bemerke ich nur, daß dieselbe vorwiegend Erzählungen bringen soll, Geschichten aus dem Volksleben, in denen das Volk sich spiegeln, aus denen es für sein äußeres und inneres Leben etwas Rechtes lernen kann. Aufsätze welt- und naturgeschichtlichen Inhaltes sollen dabei nicht ausgeschlossen sein, wenn sie in volksthümlichem Tone und unterhaltender Form abgefaßt sind.

Von dieser Volks-Bibliothek sollen jährlich, je nachdem es die eingehenden Beiträge möglich machen, 3 bis 5 Bändchen zu einem äußerst billigen Preise erscheinen, wovon jedes Bändchen auch einzeln abgegeben werden wird.

Ich empfehle das Unternehmen dem Wohlwollen und der Theilnahme aller Derjenigen, welche für die Förderung der geistigen und sittlichen Bildung unseres deutschen Volkes ein warmes Herz haben.

Im Verlage von Julius Niedner in Wiesbaden erschien

von **W. O. von Horn** (W. Bertel):

Der Orkan auf Cuba. — Das Erdbeben von Lissabon. — Der Brand von Moskau. — Das Leben des Feldmarschall Derfflinger. — Das Leben des Prinzen Eugenius. — Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher. — Ein Kongo-Neger. — Ein Ostindienfahrer. — Der Herr ist mein Schild. — Zwei Savoyardenbüblein. — Gottfried Pollmann. — Die Boorenfamilie von Klaarfontein. — Der Strandläufer. — Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht. — Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat. — Die Vergeltung. — Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeer. — Die Biberfänger. — Das Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth. — Die Gemsjäger. — Simon. — Die Eroberung von Algier. — Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's. — Vormund und Mündel. — Wie einer ein Wallfischfänger wurde. — Von Einem, der das Glück gesucht. — Blücher's Schützling. — Belagerung von Wien. — Lohn einer guten That. — Christian Fürchtegott Gellert. — Der alte Winke. — Von dem frischen und muthigen Seydlitz. — Der Mulatte. — Auf dem Mississippi. — Carl Friederici's Kriegsfahrten anno 1812 und 1813. — Johann Jacob Astor. — Der Engel der Gefangenen. — Der Schiffsjunge und sein Lebensgang. — Diamantina. — Das Pathengeschenk. — James Watt. — George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen. — Der Gaucho. — Der Weißkopf. — Der Domrabe. — Admiral de Ruiter. — Hanns Conrad Escher von der Linth. — Schloß-Nobbele. — Olaf Thorlaksen. — Hualma, die Peruanerin. — Die Silberflotte, oder der Herr verläßt die Seinen nicht. — Zwei Ausbrüche des Vesuv. — Während und nach der Zerstörung von Magdeburg. — Franz Drake. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — Benjamin Franklin. — Der Leibhufar. — Vier deutsche Heldinnen. — James Cook. — Deutsche Treue. — Eroberung von Mexiko. — Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann. — Die Eroberung von Konstantinopel. — Die Pelzjäger der Hudsonsbaicompagnie. — Die Kaiserin Maria Theresia. — Der alte Frik, der Held und Liebling des deutschen Volkes. — Die letzte Ghazwah oder Slavenjagd. — Gottes Finger. — Der Lumpensammler von Paris. — Scharnhorst. — George Washington. — Eine Meuterei im stillen Meere. — Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika. — Der Overseer. — Graf Auget de Monthyon. — Ernst der Fromme, Herzog von Gotha. — Der Kaffernhüptling. — Durch die Wüste. — W. O. von Horn.

Fortsetzung von Ottokar Schupp: Die Entstehung des Klosters Arnstein. — Der Reichsfreiherr vom Stein. — Die Pfarrfrau von Heftrich. — Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan. — Louise, Königin von Preußen. — Der Pfarrer Plebanus von Miehlen. — Der Feldmarschall Graf Neithardt von Gneisenau. — Feurige Kohlen. — Im finsternen Thale. — Das Büchlein vom Vater Arndt. — Der Fuhrmannsjunge im Krieg. — Der Städtmeister Kulin Baarpsennig. — Brand um Brand. — Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. — Der Postraub in Würtes. — Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. — Im Eise. — Der Wolkenbruch. — Wilhelm von Dranien. — Von Hugo Bertel: Kaiser Friedrich I. Barbarossa. — Kaiser Karl der Große. — Von Ottokar Schupp: Im Busche. — Unter den Falschmünzern. — Am Bambusi. — Der Herrenmüller. — Der blinde Zeuge. — Von Hugo Bertel: Kaiser Heinrich I. — Kaiser Otto der Große. — Von Ottokar Schupp: Die Eroberung von Wiesbaden. — Der Tabuntschik. — Von Hugo Bertel: Otto der II. — Otto der III.

Elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

110 Bändchen. Preis jedes Bändchens mit 4 Stahlstichen: 75 Pfennige.

Jedes Jahr erscheinen weitere Bändchen.

Wiesbaden. L. Schellenberg'sche Hof-Buchdruckerei.